

Aus:

Badenia

oder

das badische Land und Volk.

Herausgegeben

von

Dr. Josef Bader

1859

Inhalt:

Freiburg	S. 2
Basel	S. 8
Grenzach.	S. 23
Rheinfelden	S. 30
Beukheim. (Beuggen)	S. 32
Karsau	S. 38
Schwerstätten. (Schwörstadt)	S. 40
Säckingen	S. 42
Murg und Wielandingen.	S. 55
Laufenburg	S. 65
Hauenstein	S. 74
Waldshut	S. 85
Gurtweil	S. 91
Thiengen	S. 92
Jestetten	S. 100
Schafhausen.	S. 104
Konstanz.	S. 105

Eine Fahrt an den Bodensee

1856

Es war ungewöhnlich heiß, und ich kannte die Qualen einer Schnellzugfahrt an solchen Tagen; aber nichts hätte mich länger zurückhalten können. Das Verlangen nach oberländischen Elementen trieb den residenz- und arbeitsmüden Archivmann unwiderstehlich fort.

Im Wagen erhielt ich meinen Platz zwischen einer jungen Staatsweisheit, welche bei 28 Graden Hitze noch glasierte Handschuhe trug, und einer moschusduftenden Weltdame von jenem Alter, wo Frauenzimmer es schon wagen dürfen, allein zu reisen; *viz-à-viz* aber saßen uns zwei etwas vornehm scheinende Touristen aus Norddeutschland.

Die Gesellschaft musterte sich mit ganzen und halben Blicken, und wahrscheinlich war das Ergebnis der geheimen Abstimmung darüber, daß ich die, unbedeutendere der fünf Persönlichkeiten sei. Es sagte mir das die Haltung meiner Wagengenossen, ohne mich jedoch im Geringssten zu beirren.

Nachdem wir eine ziemliche Zeit stumm wie die Fische da gesessen, fuhr das Touristenpaar auseinander; der Eine betrachtete sich links die weite Rheinebene, der Andere rechts die wechselnde Berglandschaft. Das aber veranlaßte bald ein Zwiegespräch zwischen ihnen und führte endlich zu Fragen über diese und jene Oertlichkeit, welche Niemand beantworten wollte, als meine Wenigkeit. Die Trümmer von Alt - Eberstein, die Festung Rastatt, das glänzende Baden, die hohe Iburg, die Städtlein Steinbach, Bühl und so weiter gaben mir ^[89] Gelegenheit, hier ein schönes Stück badischer Landes- und Geschichtskennntniß an den Mann zu bringen.

Die beiden Nordländer waren sichtbar höchst befridigt von meinen Mittheilungen und der jungen Weisheit schien ein Licht aufzugehen, wer die lebendige Chronik etwa sein könnte; selbst die Dame legte das Reisebuch bei Seite und lauschte den Worten ihres Nachbarn.

Zur glänzendsten Parthie meines Vortrages aber hatte mir, wohl gegen ihren Willen, eben die Weisheit in den Glacé's verholpen, indem sie bei Erwähnung des erwinischen Denkmals bei Steinbach mit wegwerfendem Tone die Abstammung des berühmten Meisters von diesem Orte als eine neu erfundene Fabel erklärte, als eines der luftigen Erzeugnisse aus der weiland Baden - Badener Sagenfabrik.

Nun ist „Erwin von Steinbach“ ein Namen, welcher in allen gebildeten Gesellschaften mit Theilnahme gehört wird, der einen gewissen Zauber ausübt, dessen Wirkung um so größer ist, je weniger man von der Persönlichkeit des genialen Meisters und seiner kunstreichen Tochter eigentlich weißt. Das war eben auch bei meinem *Vis-à-vis* und meiner Nachbarin der Fall. Sie stutzten sehr, das als eine Fabel verwer-

fen zuhören, was ihnen ihre Reisebücher für historische Gewißheit angeben, und schienen von mir eine Ehrenrettung derselben zu erwarten.

Ich zählte ihnen daher all' die Umstände auf, welche es wahrscheinlich machen, daß unser bescheidenes Steinbach die Heimath des in allen Geschichtswerken hochgefeierten Baukünstlers war, und drückte sodann auf diese Wahrscheinlichkeit das Sigel durch den Nachweis, daß die Sage von Erwins Herkunft aus „Steinbach unter Iberg“ keine Erfindung der neuern Zeit, sondern schon vor bald zweihundert Jahren von dem Jesuiten Gamans¹ aufgezeichnet worden sei.

Meine Actien waren dadurch bedeutend gestiegen. Die Staatsweisheit, welche anfangs unausstehlich vornehm gethan, würdigte ^[90] mich nun auch einiger Worte. Man gerieth auf die Vergleichung des Mittelalters mit der Neuzeit; das aber führte auf die mißliche Frage der Natural- und Geldwirthschaft, der Güterzerstückelung, der Uebervölkerung, des Fabrikwesens und Proletariats. Die Unterhaltung wurde unerquicklich, es fielen Gifftropfen darein, und als die junge Weisheit in gar zu pandektenpapierner Weise über diese Dinge absprach, fand ich's gerathen, wieder völlig zu verstummen.

Freiburg.

So gelangten wir nach Offenburg, wo uns die beiden Touristen verließen, um einen Abstecher in's Kinzigthal zu machen. Zum Ersatze für sie stiegen drei Schwarzwälder ein, welche aus England kamen. Seit 10 Jahren hatten dieselben ihre Heimath nicht mehr gesehen und so Manches von der englischen Weise angenommen, daß man sie beinahe für Engländer halten konnte. Selbst sein Deutsch sprach der eine ganz fremdartig aus; meinem Ohre jedoch konnten gewisse Wörtlein nicht entgehen, welche mich so lebhaft an ihre Wiege „am Sonnenberg“ erinnerten, daß ich wie dorthin versetzt war.

Die Schwarzwälder haben was Eigenthümliches in ihrem genetischen Charakter, welches ihnen immer, ob sie auch längstens Engländer, oder Russen, oder Amerikaner geworden, unverwüstlich anklebt. Es ist nichts Glänzendes, nichts Hervortretendes, sondern etwas Ruhiges, sich gerne Bescheidendes — die Folge einer nüchternen, berechnenden und dabei doch gemüthlichen Lebensanschauung, was mit ihrer zähen Ausdauer und ihrem praktischen Wesen auf's engste zusammenhängt.

Es ist theilweise eine Erbschaft von ihren keltisch-romanischen Urvätern und erweist sich als solche namentlich in ihrem ausgezeichneten Talente für's Mechanische und Technische, wie in ihrem entschiedenen Sinne für's Auswärtsziehen. Eben dieser nüchterne Geist aber, welcher mit dem Lächeln heiteren Mitleides über unpraktische

¹ In seinem Werke: *Austriacorum augustissima et principum Badendium familiae. De anno 1667.* Handschr.

Fragen, wenn sie auch Eigenstes berühren, ruhig hinweg eilt, läßt mich nicht befürchten, ^[91] daß es die Schwarzwälder erzürnen werde, wenn ich sie in ihrer großen Mehrzahl für Abkömmlinge jener ersten dunkeln Bevölkerung unserer Heimath halte.

Als wir am Eingange des Waldkircher Thales vorbei fuhren, erregte das viele und frische Grün, welches sich trotz der langen und sengenden Sommerhitze da noch erhalten hatte, allgemeine Bewunderung, und meine Nachbarin meinte, es dürften kaum in der Schweiz schönere Stellen solcher Art zu finden sein. Sie hatte recht; denn die anmuthige Gestaltung, wie sich rechts der Elz das Hachberger Horn und die Ausläufer des hohen Buches, und links die zahlreichen Vorhügel des mächtigen Kandel mit dem Glotter- und Wülphthale² in's Flachland verlieren, der reizende Wechsel von Ebenen, Thalungen, Hügel- und Berghöhen, und die harmonische Färbung derselben mit dem üppigsten Wiesen- und Waldesgrün — erheben diesen Winkel der Erde wirklich zur lieblichsten, innigsten und anmuthigsten Landschaftsidylle.

Welcher Reichthum einfacher, friedlicher Naturscenen entfaltet sich nur auf dem Wege von Freiburg über Zäringen und Heuweiler nach dem Suckenthaler Bade, das so gastlich am Eingange des Elzthales ruht, und auf dem Hügel der Mauracher Kapelle³, welche Aussicht hier nach Waldkirch, dort nach Sexau, und in den Schoos ihrer Thäler!

In Freiburg endlich angelangt, wollte ich daselbst, weil mir die Hitze sehr wehe that, eine Abkühlung der Luft abwarten, um alsdann meinen Weg behaglicher fortsetzen zu können. Aber es verfloß eine volle Woche und der Thermometer stieg wieder auf ^[92] 28 bis 29 Grade. Nur am frühesten Morgen und Abends gegen 7 Uhr durfte man einen Gang in's Freie wagen, ohne der Sonnengluth zu erliegen.

Ich besuchte in diesen Morgen- und Abendstunden gewöhnlich den Schloßberg oder das schattige Günthersthal und entschädigte mich dort möglichst für die schweisvolle Langeweile des übrigen Tages. Einen dieser Gänge nach dem ehemaligen Klosterorte, welchen ich in Gesellschaft etlicher Herren und Damen machte, war durch die köstlichste Abendluft begünstiget und gewährte mir einen solchen Reichthum an Naturgenuß und geselliger Freude, daß es mich angenehm beschäftiget, demselben hier ein Blatt der Erinnerung zu widmen.

Wir machten den Weg über das Josefsberglein, wo uns unter den alten Linden die Aussicht bezaubernd festhielt, bis der tiefere Sonnenstand zum Aufbruch mahnte. Aber die Umschau auf der Höhe hinter der

² Heutzutage unrichtig Wildthal, wovon es gerade das Gegentheil ist. In den alten Urkunden heißt der Namen *Wulptal*, *Wülptal*. Da nun *Wulpe* im Altdeutschen eine Wölfin bezeichnet, so ligt die Ableitung desselben nahe.

³ Dies ist eine vereinzelte, theils mit Reben, theils mit Wald bewachsene kleine Anhöhe zwischen Denzlingen und Buchholz, und heißt der *Sonnhaldebuck*. An seiner östlichen Seite ligt der uralte Mauracher Hof, welcher in den Urkunden *Muron* heißt, was auf altes, vielleicht römisches Gemäuer hindeutet. Die Gegend hier und im Glotterthal war ehemals hochstift-konstanisches Besitzthum.

Lorettokapelle fesselte die Gesellschaft neuerdings und mit Bewunderung blickte man über das Paradies der Landschaft hin. Unsere gesteigerte Empfindung fand in Kerners Worten ihren Ausdruck.

Land unter mir, sichtbar in Himmels Huld,
O Breisgau, Deutschlands Blütenstrauss —
Ich breite betend meine Arme aus!

Von der Höhe gieng es nun sachte abwärts an der Schattenseite des Berges, auf dem schönsten aller Waldpfade, welcher bald zwischen das Gehölz eingeengt, bald durch eine Waldlücke nach dem Thale frei gelegt ist, und dadurch die angenehmste Abwechslung gewährt. Ganz, wie Kinder, diesen Scenen einer idyllischen Natur hingegeben, erreichten wir endlich unser bescheidenes Ziel — den Bierkeller des Meisters Bauz⁴.

Es wurde nun einer der höchstgelegenen Tische besetzt, das Hut- und Schleierwesen der Damen versorgt und bei der ^[93] Kellnerin vom Besten bestellt. Inzwischen hatte man Zeit, die Stirne zu trocknen und die Lage der Oertlichkeit zu beloben.

Diese Lage, am nordöstlichen Abhange des Rörlinshaues, gerade über der Straße und dem Thalwasser, ist sehr glücklich gewählt; sie beherrscht den größten Theil des Thales und bietet eine höchst liebliche Aussicht. Vom Gipfel des Kibfelsen⁵ schweift der erhobene Blick herab an den waldigen Berghalden zu den Dächern des Dorfes und von da über den hochgrünen Thalgrund hinaus nach St. Loretto, nach der Ebene der Stadt und nach dem fernen Gebirge. Malerisch aufgefaßt hat diese kleine Landschaft in ihren Linien und Farben etwas Vollendetes, was ungemein befriedigend auf die Seele des Beschauers wirkt.

Die Sonne vergüldete noch die graue Stirne des Kibfelsen und den ganzen Abhang des Brunnberges, während das Dorf mit der linken Thalseite schon tief im Schatten ruhte. Das Josefsberglein aber mit seiner Kapelle und seinen Linden ragte dunkel in die Lichtgluth hinein, welche der Abendstrahl über die Landschaft dahinter verbreitete.

Von diesem blendenden Schauspiel' blickte ich wieder zurück nach den Höhen und die geschäftige Phantasie ließ mir jene Kiburg erscheinen, wie sie hoch über dem Thale einst gethront haben mag. Und den Letzten ihres uralten Geschlechtes sah' ich herab steigen von der Wohnung altedler Väter zur Weihe des Gotteshauses, welches er für zwei entsagende Töchter im stillen Thalgrunde gestiftet. Ich sah die einsame, liebliche Au im Kranze schützenden Waldes, wo Sanct Bernhard die

⁴ Nachdem der dritte Stock des Günthersthaler Klostergebäudes, worin sich eine Wollenspinnerei befand, 1829 abgebrannt, wurde dasselbe in eine Brauerei verwandelt, und Meister Bauz, als Bräuer der Herren von Hermann, lieferte dort das erste bessere Bier in der ganzen Umgegend. Jetzt besitzt er eine eigene Brauerei sammt Bierkeller.

⁵ Er ist der letzte bedeutende Gipfel (2760') eines Ausläufers des Erzkaften (4288') bei Hofgrund. Der Name stammt von *Kap, Kep*, was eine Spitze, einen Vorsprung bedeutet. Es sollte daher Kipfels und Kipburg geschrieben werden.

Klostergründung vorhergesagt⁶, und sah' die fromme Pflanzung erstehen und gedeihen und emporwachsen zu einem stattlichen Stifte ^[94] adeliger Damen. All' das stand wie eine Jugenderinnerung vor meiner Seele; und so ist es überall das Geschichtliche, was mich im Heimathlande noch heimischer macht.

In unserem Kreise aber verbreiteten die Anmuth des Abends und der Geist des Gerstensaftes bald eine völlig losgebundene Munterkeit, wobei sich das Naive und Humoristische des breisgauischen Charakters in der tonreichen, kräftigen Mundart höchst eigenthümlich kund gaben. Unter unschuldig witzigem Scherze wurden diese und jene Persönlichkeit carrikiert und dabei die Glieder der eigenen Gesellschaft am wenigsten verschont, was immer ein herzliches Lachen hervorrief.

Auch von Kunst und Wissenschaft wurde gesprochen; aber freilich nicht im Tone literarischer Theezirtel. Es kamen dabei, wie's in deutschen Gesellschaftskreisen nun einmal unvermeidlich geworden, Schiller und Göthe zur Verhandlung und unsere Damen zeigten sich wieder als ausschließliche Verehrerinnen des ersteren.

Nur eine derselben war auch gegen den letzteren gerecht. „Neben einander, sagte sie, stehen diese Dichter nicht in meinem Herzen, und ich glaube, meine Gefühle für beide richtig auszudrücken, wenn ich sage: den Schiller liebe und verehere, und den Göthe bewundere ich. Meine Begeisterung für diesen hat sich mit der Zeit gemindert, während sie sich für jenen immer noch steigert. Schillers Geisteserzeugnisse sind der Abglanz der edelsten Seele und eines tugendhaften, lebenswürdigen Charakters. Obwohl sie im Widerspruche stehen mit dem, was die wirkliche Welt uns zeigt, so habe ich doch das Gefühl, daß die hohen Empfindungen, welche ihnen zu Grunde liegen, nicht bloße Dichtung sind, sondern daß sie existierten — in seiner Brust, in seinem Leben.“

Als bei diesen Worten einer der Herren einwarf, daß man hieran nicht zweifle, daß sich aber in Göthes Werken unendlich ^[95] mehr Wirklichkeit abspiegle und ungleich mehr ächter Kunstgehalt entfalte, fuhr die Dame fort: „Dem Schiller war das Leben des Geistes und die Veredlung desselben das Höchste. Er hat es nicht unterordnen können — den Lockungen und Genüssen der Welt. Darum ist er die edlere Natur von beiden. Göthe hat aber einen tieferen Blick in das menschliche Herz, in die Geheimnisse des Lebens gethan. Ich begreife nicht, wie so viele Leute behaupten mögen, er sei ohne Gemüth gewesen. Der schärfste Verstand vermag es nicht, in gewisse Tiefen zu dringen, und es gibt Dinge, wie ein Dichter sagt, welche man nur mit dem Herzen verstehen kann. Diese Dinge hat Göthe empfunden und verstanden; allein

⁶ Dieser Kirchenheld, als er am Rhein herauf im Winter 1146 das Kreuz predigte, verweilte auch in dem neugegründeten Freiburg, und soll im nahen Thale eine für ein Kloster seines Ordens besonders geeignete Stelle gefunden haben. Und wirklich wurde daselbst durch den edlen Günther von Kiburg 1221 ein Zisterzienser Nonnenkloster gegründet. *Origo nobilium virginum in Günterstal*. Handschr.

die Opfer, welche sie forderten, wollte er nicht bringen. Die Welt hat ihn verdorben; er hat seine hohen Geistesgaben nicht verwendet, wie Schiller, sondern der gemeineren Seite des Lebens nachgegeben, sie genossen und benützt.“

„Aber das Alles mit göttlicher Meisterschaft“, warf jener Herr wieder ein und fügte einige kühnen Bemerkungen über die Verschiedenheit des Geistreichen in den Werken beider Dichter bei. Während sich nun die übrigen Damen darob entsetzten, stund ihm unsere Sprecherin ruhig zur Antwort bereit.

„Es ist wahr, versetzte sie, Göthe erscheint auch mir so ungewöhnlich geistreich, daß ich ihn bestaune; allein er ziehet mich nicht an, er kommt mir zu vornehm, zu weltlich vor, und hat so Mancherlei gethan, was gerade nichts Schlimmes sein mag, was aber Schiller nicht gethan haben würde. Es spricht in meinem Herzen ebenso viel gegen als für ihn, und doch berührt mich's immer unangenehm, wenn er getadelt wird, weil es gewöhnlich auf ungerechte oder ungeschickte Weise geschieht.“

Von einer andern Dame wurde nun Börne als Waffe gegen den Nebenbuler Schillers gebraucht, wogegen der Göthefreund, nicht ohne einzelne schlagende Bemerkungen, den ehemaligen Karlsschüler als einen formellen, von studentischer Schwärmerei erfüllten, von kantischer Philosophie berückten Kopf hinstellte, in dessen Geistesschwung der ganze Zauber seiner Arbeiten lige, während er an Kenntnißen, an Begriffen, und ^[96] selbst an Sprachmitteln nichts weniger als reich sei, also keine Berechtigung gewähre, mit Schakespear und Göthe — oder nur mit Richter verglichen zu werden.

Das war jedenfalls zu viel gesagt, und steigerte die bisher ruhig gebliebene Verhandlung zum lauten Kampfe. Ich suchte die aufgeregten Gemüther durch das Oel eines Sonettes zu beschwichtigen, welches mit den Versen schließt:

So steh'n die beiden göttlichen Naturen
An unser'm Himmel — deutsche Dioskuren!

Aber die stürmischen Wellen des Gespräches wollten sich nicht legen. Nochmals wurde Börne gegen den Dichter im Minister-Rocke herauf beschworen, und die kampflustigsten von den Damen schickten sich an, unter seiner Aegide das Feld zu behaupten. Eine derselben warf dem hartnäckigen Widersacher etwas spöttisch entgegen: „Wenn Sie den Schiller überwunden haben, so wollen wir's versuchen, Ihren Göthe zu überwinden“. Etwas betreten erwiederte der Herausgeforderte: „Ganz recht, ganz der richtige Ausdruck. Ihr Abgott mit seiner Philosophie und Subjektivität, mit seinem Idealismus und Pathos — ist für mich wirklich etwas Ueberwundenes, seitdem ich kein Jüngling mehr bin.“

„O wie schade“ lachten die Damen, und lustig war's nun anzuhören, wie sich unser Freund gegen die leidenschaftliche Parteinahme des weiblichen Geschlechtes für Schiller alles Ernstes vereiferte, da sie doch etwas so ganz Natürliches ist.

Abgesehen von den Werken beider Dichter, so war Schiller ein vom Geschicke schon frühe Verfolgter, war ebenbürtig verheiratet, hatte sein Lebenlang zu schaffen, zu streben, und wurde das Opfer dieses Ringens, während Göthe, als ein Schoßkind des Glückes von Jugend auf aller gemeinen Lebenssorgen überhoben, die glänzendste Stellung fand und es gleichwol verschmähte, einer Ebenbürtigen seine Hand zu reichen.

So lange der Verfasser des Werther lebte, besaß auch er Verehrerinnen genug, und manche davon hat ihren Gözendienst bitter gebüßt. „Der Gott und die Bajadere“ und „die Braut ^[97] von Korinth“ waren aber keine Empfehlung an die weibliche Nachwelt, wie „das Lob der Frauen.“ Die Damen sind nun dankbar für dieses Geschenk eines Unsterblichen; sie rücken ihren neuen Frauenlob an die erste Stelle, und das leichtbegeisterte Volk der Jünglinge hilft ihnen getreulich⁷.

„Schiller und Göthe“ sagen sie; und daß der Frankfurter Halbgott sich mit der zweiten Stelle begnügen muß, ist die Strafe für noch eine andere Sünde. Er hat zu tief in die Geheimnisse des weiblichen Herzens geblickt und in seinen Schriften zuviel davon preisgegeben. Denn vielleicht von keinem Dichter ist die Natur der Tochter Eva's so wahr, so mannigfaltig und treffend geschildert worden, wie von ihm. Und was das Heikelste anbelangt, so konnte selbst Schlegel an seiner Luzinde nicht verräterischer zu Werke geh'n.

Wie ganz anders verhielt sich's in dieser Beziehung bei Schiller! Er kannte die weibliche Natur nur im Allgemeinen; ihr eigentliches Wesen und tieferes Detail blieb dem großen Dichter verborgen. Er malte sich dieselbe nach den eigenen Anschauungen und Empfindungen aus; seine Frauen und Mädchen haben daher wenig innere Wahrheit, wenig Reichtum der Charakteristik. Es sind meistens Fantasiegebilde, verschönert zu schwärmerisch edlen Gestalten mit sentimentalem oder heroischem Seelenanfluge. Das aber ist es eben, was der Damenwelt so sehr entspricht und schmeichelt.

Unsere Gesellschaft hatte die Dämmerung verplaudert und war in die Nacht hineingerathen; es mußte endlich aufgebrochen werden. Man eilte mit behutsamer Kühnheit den Abhang hinab und trat in scheinbar zufälligen Gruppen den Rückweg an. Aber von Zeit zu Zeit vereinigte ein angestimmter Gesang die Zerstreuten wieder und wir Herren ließen uns,

⁷ Schiller und Göthe sind durchaus kosmopolitische Naturen; da sie aber nach den zwei Hauptrichtungen, welche Geist und Wesen der Menschenkinder beherrschen (nach der idealen und realen), weit auseinander gehen, so werden sich die Stimmen über sie niemals Vereinigen, namentlich in Deutschland nicht, obwohl es da zur Gewohnheit geworden, beide Dichter, gleich Zwillingsbrüdern, stets neben einander zu nennen.

in dem kindlichen ^[98] Wahne, etwas von Natursängern zu besitzen, wacker hören, bis die Nähe der Stadt uns Einhalt gebot.

Der Leser hat hier ein kleines Bild, wie sich die Freiburger unterhalten, wenn sie unbeirrt unter sich allein sind. Es ist an solchen Gesellschaften noch ein gut' Stück Gesundheit; man behauptet ein freies Urtheil, läßt dem Humor' und Wize ihren Lauf, spricht sein etwas gehobelteres Alemannisch und macht sich gelegentlich ein wenig lustig über die äffische Nachahmung des nordischen Hochdeutsch, welche bei dem jüngern Frauengeschlechte immer mehr einreißt.

Manche Leute, von da und dort, würden über derlei Unterhaltungen die Nase rümpfen und von „ungebildetem Tone“ reden; aber gottlob, der Gesunde erträgt den Tadel des Kranken leicht, und ich wünsche von Herzen, es möge das alteinheimische Wesen von Freiburg der vornehmen Affenbildung, welche sich in unsere Bevölkerung überall einschleicht, noch lange Widerstand leisten.

Nach sechs Tagen endlich meines Wartens in Freiburg zog sich Gewölke am Himmel zusammen und verkündete auf den Abend das längst ersehnte Gewitter. Ich bestieg den Schloßberg, um dem Schauspiel des gewaltigen Wolkengedränges zuzusehen. Schwer gebauht, schwarzblau und grauroth, zogen sie einher und zwängten sich zwischen die Berge des Rhein- und Treisamthales. Es wurde schauerlich düster und beengend schwül.

Die Vögel schwebten tief und scheu,
 Als ob ein Feind zu fliehen sei;
 In wilden Wirbeln stieg der Staub
 Zum Himmel, mit gebrochnem Laub',
 Und große Tropfen flogen schwer
 Vom Sturm' gejagt einher.

Ich flüchtete mich unter das gastliche Dach des Schlöbleins, wo der Anblick dieser Gewitterwelt wahrhaft prächtig war. Wenn der Blitzstral durch die Wolken zuckte, die Stadt mit ihrem Münster, die Umgegend mit ihren Bergen und Ebenen plötzlich erhellend, und hierauf der Donner in furchtbaren Schlägen erscholl und sich dröhnend in den Gebirgen verlor — wo aber fände ich Worte für die Majestät der zürnenden Natur! ^[99]

Basel.

Die Regengüsse dieses Gewitters wirkten so abkühlend und erfrischend, daß man des folgenden Morgens wie neu belebt wieder aufathmete, daß die Bäume, die Reben und Wiesen wieder im herrlichsten

Grüne glänzten⁸. Ich fuhr mit dem ersten Zuge ab und erfreute mich des gemilderten Sonnenstrales, welcher die Frühestunden verklärte. Abermals nöthigten mir die Reize und der Segen des Landes, die zauberische Aussicht am Rheine hin, die stattlichen Bauten am Isteiner Kloze und die prächtige Lage von Basel den Zoll der Bewunderung ab.

Dort aber, am Bahnhofe, wurde mir die gute Stimmung im eigentlichen Sinne des Wortes verbittert; denn ich erhielt in der Gestalt eines Schoppen Bieres wahre Galle, wahres Gift, wovon das erste Quärtlein hingereicht hätte, die trübsten Choleragedanken zu erwecken. Höchst verdrießlich und in herzlicher Ereiferung über die immer weiter um sich greifende Seuche der Bierverfälschung, machte ich einen Absprung nach der Stadt, wo mich in der angenehmen Restauration an der Rheinbrücke ein Glas jungen Markgräflers wieder besänftigte.

Isch Basel nit e schöni, richi Stadt?

Der Eindruck, welchen diese beiden Eigenschaften auf mich machten, war ein ungetheilter und bedeutender. Ich mußte lächeln über mein früheres Vorurtheil gegen die „Heimat der Geldsäcke“; ich verzieh den Baslern ihre Mundart und verargte ihnen ihren Reichthum gar nicht mehr. Wirklich nöthigt einem die Geschichte der Stadt⁹ die größte Achtung für ein Gemeinwesen ab, welches sich während des Mittelalters und der Neuzeit ^[100] aus den schwierigsten Verhältnißen durch Klugheit, Muth und Ausdauer zu solcher Blüthe emporgeschwungen.

Basel war, seit es die Hochschule besitzt, auch immer eine Pflegerin deutscher Wissenschaft und Bildung. Man erstaunt über die Reichhaltigkeit und den Werth der Namen, welche das Verzeichniß der basel'schen Staatsmänner, Gelehrten und Künstler uns aufzählt.

Und wie die alte Basilea neben ihrem wachsenden Geldreichthume früher nie aufgehört hatte, die Wissenschaften und Künste zu Pflegen, so ist sie noch gegenwärtig ein namhafter Sitz derselben. Wackernagel, Hagenbach, Heusler, Schönbein, Imhof, Riggerbach, Schlöth, Guzwiler, Merian, Burkhart und andere sind berühmte und geschätzte Männer ihres Faches.

Für uns Badener aber ist Basel nicht nur eine sehr gewichtige Nachbarstadt (was die Oberländer wol wissen), sondern es knüpft sich auch Manches an ihren Namen, was wir in dankbarer Erinnerung zu

⁸ Wie charakteristisch verschieden ist das landschaftliche Grün von Freiburg aufwärts gegen das am Eingange des Elzthales, und doch liegen beide Landschaften nur ein Paar Stunden auseinander.

⁹ Der basel'sche Rathschreiber und spätere Oberzunftmeister Peter Ochs hat dieselbe bis 1798 in 8 Bänden bearbeitet, welches lehrreiche Werk anfangs zu Leipzig (1786) und dann zu Basel (bis 1822) herauskam.

halten schuldig sind. Aus ihr eigentlich erhielt Hebel seine Abkunft¹⁰; an ihrer Hochschule legte Schöpflin den Grund seiner Bildung; in ihren Mauern verlebte Drollinger seine schönsten, fruchtbarsten Jahre, und von jeher stund die markgräfliche Familie von Baden nicht allein in den freundschaftlichsten Beziehungen zu ihr, sondern als im 17ten und folgenden Jahrhunderte die Gefahren und Wirren des 30jährigen und der Erbfolgekriege hereinbrachen, fanden die Markgrafen bei ihr allezeit eine gastliche und sichere Zufluchtsstätte.

Schon Prinz Bernhard, der zweite Sohn des Markgrafen Ernst, hatte 1540 in Basel das Bürgerrecht genommen und dort gewohnt. Der unglückliche Markgraf Georg Friderich aber wurde von den Baselnern gerne beherbergt, als er im Aprile 1627 um einen Aufenthalt in ihrer Stadt nachgesucht — wenige Monate vor seinem Holsteiner Zuge, auf welchem ihn zum zweitenmale eine furchtbare Niederlage traf. ^[101]

Ebenso bereitwillig nahmen sie dessen Sohn Friderich auf, nachdem sich derselbe entschlossen, „um mehrerer Sicherheit willen“ mit seiner Gemahlin in der iselin'schen Behausung bei St. Martin zu wohnen. Und als er hierauf den Hagenbachischen Hof erkaufte, genehmigte man diesen Kauf unter den billigsten Bedingungen. Noch 1649 hielt sich der Markgraf daselbst auf, wie denn später auch sein gleichnamiger Nachfolger dorten wiederholt seine Einkehr nahm.

Von Markgraf Friedrich Magnus aber wissen wir, daß er sich Basel zu einer zweiten Heimath erlas. Nachdem sich derselbe schon als Erbprinz einmal dahin hatte flüchten müßen, machte er nach seinem Regierungsantritte eigens einen Besuch in der Stadt, welche ihn höchst ehrenvoll empfing. Es wurden 36 Stücke auf den Wällen und Thürmen abgebrannt und die Bürgerschaft stand im Gewehre. Zwei Magistratspersonen mit 150 Mann zu Pferde begleiteten den fürstlichen Gast in das bestellte Quartier, wo er von drei Stadthauptern bewillkommt und mit den gewöhnlichen Geschenken beehret ward. Hierauf gab man ihm auf der Zunft zur Schmiede eine Ehrentafel, welche er nach drei Tagen in Lörrach prächtig erwiederte.

Wie bald sollte ihm dies freundnachbarliche Verhältniß zum zweitenmale Schuz und Schirm gewähren! Als die melac'schen Mordbrenner aus der verwüsteten Pfalz herauf zogen, um auch die badischen Städte und Schlösser in Schutthaufen zu verwandeln, ließ der Markgraf seine Kostbarkeiten (Preciosen, Münzen, Gemälde und Gewehre), die fürstliche Bibliothek und das geheime Archiv nach Basel verbringen und folgte am 12ten November mit seiner ganzen Familie selber nach. Die Stadt schickte ihm den Oberzunftmeister und fünf andere Rätthe entgegen, um ihn standesgemäß zu „becomplimentieren.“

¹⁰ Seine Aeltern brachten gewöhnlich den Sommer in Basel zu, wo sie bei ihrer alten Herrschaft im Haus und Garten arbeiteten. Während eines solchen Aufenthaltes wurde Hebel am 10ten Mai 1760 geboren.

Bis zum Schlusse des Jahrhunderts verweilte Friderich Magnus nun zu Basel. Es ergingen von da aus jene erschütternden Klagschreiben, worin der bedrängte Fürst dem Kaiser seine hilflose Lage und die unmenschliche Grausamkeit des Feindes geschildert. Auch geschah daselbst 1697 die Vermählung seines Erbprinzen Karl Wilhelm mit der wirttembergischen ^[102] Prinzessin Wilhelmine, eine Familienfeier, welche durch die gleichzeitige Verbindung des Herzogs von Württemberg mit der badischen Prinzessin Elsbeth, und die Nachricht vom Abschlusse des Ryswicker Friedens, doppelt erhöht wurde.

Leider jedoch sollte der Genuß so lange entbehrter Ruhe und Freude durch einen empfindlichen Schreckensfall vorübergehend gestört werden. In der Nacht vor dem Tage, welcher zur Friedensfeier bestimmt war, brach im fürstlichen Hofe ein Brand aus und griff so schnell und heftig um sich, daß die Herrschaften noch kaum aus dem Bette konnten gerettet werden. Hierbei leistete der Erbprinz, welcher in einem benachbarten Hause wohnte und das Feuergeschrei sogleich vernommen hatte, mit seinen Dienern eine wesentliche Hilfe.

Aber auch die Basler zeigten bei dieser Gelegenheit ihre freundliche Gesinnung gegen die markgräfliche Familie wieder im schönsten Lichte. „Die Stadt traf alle Anstalten zur Bezwingung des Brandes, und mitleidsvoll nahmen benachbarte Bürger die geretteten Personen in ihre Häuser auf, wo denselben aller mögliche Beistand verschafft wurde. Einer so eifrigen Hilfeleistung gelang es dann auch, das Umsichgreifen des Feuers insoweit zu verhindern, daß gerade nur das Schloß verbrannte, die Burgvogtei aber mit dem Archive, den Fruchtspeichern und Weinkelern verschonet blieb.“

Der Markgraf hatte nun gar keinen standesgemäßen Sitz mehr und mußte sich mit dem kleinen Schloßlein zu Grezingen begnügen, welches von der melac'schen Verwüstung allein nicht betroffen worden. Von da aus begann er den Durlacher Schloßbau und begab sich sodann nach Pforzheim; neue Kriegsunruhen vertrieben ihn jedoch abermals aus dem Lande, und abermals wurde Basel, wo man den fürstlichen Hof inzwischen wieder hergestellt, für etliche Jahre sein Aufenthalt.

Bald nach seiner Rückkehr in die Markgrafschaft starb Friedrich Magnus und Karl Wilhelm trat die Regierung an. Dieser merkwürdige Fürst gründete Karlsruhe und setzte sich dort bequemlich in seinem hölzernen Schlosse fest; aber seine „orientalischen Vergnügungen“ wurden 1733 durch die Franzosen unterbrochen, ^[103] und er hielt es für gerathen, in der Stadt, wo seine Vorfahren bei drohender Kriegsgefahr so oft verweilt hatten, ebenfalls eine Zuflucht zu suchen.

Der Markgraf kam im October zu Basel an und sein getreuer Hofrath Drollinger folgte ihm von Durlach aus mit dem geheimen Archive nach. Da nun der fürstliche Aufenthalt in der gastfreundlichen Stadt mehrere Jahre dauerte, so richtete man sich daselbst so ein, als ob er bleibend werden sollte.

Karl Wilhelm machte sich bei den Baslern durch zwei Dinge sehr beliebt. Nach Einführung des neuen Rathes von 1735 stattete er den Häuptern persönlich einen Besuch ab, um sie zur angetretenen Regierung zu beglückwünschen. Alsdann beschenkte er beim nächsten Freischießen die Bürgerschaft mit 7 goldenen und 200 silbernen Medaillen (im Werthe von 1135 Gulden) zu Preisgaben. Daher genehmigte man auch gerne die Güterankäufe, welche der Markgraf machte, um seine Hofwohnung erweitern und das unter Friedrich Magnus begonnene Archivgebäude vollenden zu lassen¹¹.

Zu letzterem rührte der Plan von Drollinger her, welcher schon seit 1727 als Archivar zu Basel lebte und sich alle Mühe gab, das in großer Unordnung dahin geflüchtete badendurlachische Archiv neu zu ordnen. Mit Vergnügen sah der „Eifrige“ den Archivbau jetzt vollendet, was ihn um somehr anspornte, auch das unternommene Ordnungsgeschäft zu Ende zu bringen¹². Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm aber diejenige ^[104] Anstrengung nicht, welche dazu nöthig war, und führte ihn einem frühen Tode zu. Etliche Zeit hierauf erhielt der markgräfliche Rath Herbster die erledigte Stelle, ein ebenso redlicher, unterrichteter und strebsamer Mann, dessen Amtsverwaltung jedoch in doppelter Weise höchst unangenehm gestört wurde.

Durch die Eifersucht eines neben ihm angestellten geheimen Registrators sahe sich Herbster vielfach behindert, bis sich derselbe, bei seiner schwachen Besoldung und starken Familie tief in Schulden gerathen, zu einer Geldveruntreuung verleiten ließ, welche ihn 1749 um seinen Dienst und in's Gefängniß brachte. Und eben damals traten zwischen der baden-durlachischen Regierung und den Baslern sehr empfindliche Irrungen ein, wodurch man bei ersterer zu dem Entschlusse kam, das Archiv aus der Stadt zu entfernen.

Da nun ohnehin die weite Entfernung desselben vom Regierungssitze schon längst ein großes Hinderniß im Geschäftsgange gewesen, so befahl der inzwischen an die Regierung gelangte Markgraf Karl Friderich, das fürstliche Archiv nebst der im Basler Hofe befindlichen Bibliothek, Preciosen-, Münzen-, Gewehre- und Gemäldesammlung von dort nach Karlsruhe zu verbringen. Dieser Befehl ward aber verschiedener Bedenken wegen wieder zurückgenommen, und erst nach dem Anfälle der badenbadischen Lande traf man die Anstalten zur Vereinigung der verschiede-

¹¹ Die bisherigen Nachrichten stehen bei Ochs, *Gesch. von Bas.* VI, 191, 596 f., VII, 9. 87, 170, 555, und Sachs, *bad. Gesch.* V, 6, 17. 23, 40. 51, 74, 136 und 139.

¹² Schon in einem Briefe an den Hofrath Bürklin vom letzten Dezember 1727 hatte er geschrieben: „Ich möchte gar gerne dermaleinst den Ruhm eines ehrlichen Kerls mit in die Grube nehmen, und wäre mir sehr leid, wann man mir nachsagen sollte, daß ich so viele Jahre bei dem Archivwerk gesessen und solches doch zuletzt voller Mängel zurückgelassen habe“. Aus seinen Relationen, Vorschlägen und Berichten in den Acten über das fürstliche Archiv zu Basel von 1724 bis 1753 ersieht man alsdann, wie eifrig er Wort zu halten bestrebt war.

nen Archive in der Residenz, wo endlich 1788 das gegenwärtige Archivgebäude begonnen wurde¹³.

Diese Rückblicke sind es aber nicht allein, was mir den Namen Basel angenehm und werth macht, es haftet an demselben auch eine meiner liebsten Jugenderinnerungen, welche das ehrwürdige Bild unseres deutschen Strabo umschließt. Schon früher habe ich der Weltbeschreibung des Sebastian Münster erwähnt, deren Lecture mich zuerst auf den Weg geschichtlicher Studien geleitet. Ich kann diesen Bidermann daher wol zu meinen Jugendlehrern zählen, und wenn ich demselben hier ein ^[105] kleines Denkmal stifte, so wird der billige Leser diese Regung der Dankbarkeit nur natürlich finden.

Unser Weltbeschreiber stammte aus der Rheinpfalz her, wo jener alte durch den karolingischen und hohenstaufischen Kaisersaal berühmte Reichsflecken bei Mainz seine Heimat war. Er selber berichtet uns darüber: „Dieser Flecken Ingelheim, wo ich Münsterus (1489), geboren und erzogen bin, hat ein Schloß, das vor 800 Jahren des großen Kaiser Karles Palast gewesen. Kaiser Friderich der Erst' hat den Palast wieder erneuert und anno 1360 ließ Kaiser Karle der Viert' disen Sal abermals erneuern und stiftet' darein ein Collegium vom regulierten Orden, und das stot noch, aber one Münch. Alle alten Gebäu seind auch fast verfallen bis auf die Ringmauer und den Graben. Es seind bei meiner Gedächtnuß noch fünf oder sechs steinen Säulen darin gewesen, die der groß Kaiser Karle von Ravenn aus Italien her hat lassen bringen; aber Pfalzgrave Ludewig hat sie daraus lassen füren gen Heidelberg auf das Schloß, und do seind sie noch.“

Von seinen Aeltern, deren Stand ich nicht habe ermitteln können, wurde Münster früh' zur Schule geschickt, und da er schon als 14jähriger Knabe schöne Gaben verrieth, nach Heidelberg auf die Academie gethan. Nachdem er hier gründlich in die Anfänge der Gelehrsamkeit eingeweiht worden, zog ihn 1509 der Ruf des Franziscaners Pellican nach Rufach, wo derselbe die Mönche seines Klosters neben Anderem auch in der hebräischen Sprache unterrichtete.

Dieser gründliche und aufgeklärte Gelehrte bemerkte bald, daß hinter dem jungen Ingelheimer noch etwas Bedeutenderes stecke, als ein braver und fleißiger Mensch. Er gab sich daher alle Mühe mit demselben, besonders in der Astronomie und im Hebräischen. Der eifrige Schüler, welcher seinem Meister möglichst viel abzulernen suchte, machte auch solche Fortschritte, daß ihn Pellican mitnahm, als er 1515 nach Tübingen gieng, um dort neben Reuchlin das Hebräische noch tüchtiger zu betreiben.

Obwohl nun Münster dem Studium dieser Sprache ebenfalls emsig oblag, so besuchte er doch mit noch größerem Fleiße ^[106] die Lehrstunden des Mathematikers Stöffler. Derselbe gewann auch bald ein so

¹³ Aus den weiteren Acten über die Abführung des Archivs von Basel und über den Archivsbau zu Karlsruhe, von 1755 bis 1799.

volles Vertrauen zu dem neuen Lehrlinge, daß er ihm all' seine Entdeckungen und Arbeiten zum Abschreiben mittheilte. Hiedurch wurden dieselben allein gerettet, da im Jahre 1534 die stöfflerischen Original-Handschriften durch einen Brand sämmtlich zu Grunde giengen¹⁴.

Um sich den Wissenschaften desto ungestörter widmen zu können, war der junge Münster dem Beispiele seines früheren Lehrers gefolgt und in den Orden des heiligen Franciscus getreten. Als sich Pellican aber von den Bewegungen der Reformation ergreifen ließ, zog auch unser Sebastian die Mönchskutte wieder aus und eilte nach Heidelberg, wo eben damals ein regeres wissenschaftliches Leben begann.

Hier nun verlegte sich Münster besonders auf das Studium der Theologie, ertheilte aber nebenher auch Unterricht im Hebräischen und gab 1523 ein Wörterbuch und eine Grammatik dieser Sprache heraus, was wahrscheinlich das meiste dazu beitrug, daß man ihn sofort mit Grynäus und Buschius zum Lehrer der Hochschule erhob. Er erhielt den hebräischen Lehrstuhl — freilich mit nur 25, sage fünf und zwanzig Gulden jährlicher Besoldung!

Nach wiederholten Bitten um eine Zulage wurden ihm zwar fünf Gulden weiter verwilligt, dagegen behielt man für die Zeit einer Reise, welche er 1526 nach Basel machte, engherzig seinen ganzen Gehalt zurück. Diese schnöde Behandlung bestimmte den guten Mann, welcher in der gelehrten Welt bereits den Namen eines der vorzüglichsten Mathematiker und Orientalisten besaß, nach Basel zu wandern¹⁵. Hier übertrug man ihm 1529 den Lehrstuhl der Theologie, welchen sein ehemaliger Lehrer Pellican bisher innegehabt.

Münster nahm aber aus Bescheidenheit keinen academischen Ehrentitel an und entsagte den theologischen Fächern, worin er ^[107] sich weniger zutraute, nach etlichen Jahren wider, um seine ganze Zeit und Mühe auf die Philologie und Mathematik verwenden zu können. Er lehrte die hebräische Sprache mit ebenso vielem Erfolge als Eifer; erwarb sich auch die Liebe der Zuhörer, wie die Achtung seiner Collegen, welche dem durchaus einfachen und beinahe zu bescheidenen Manne mit Nachdruck alle öffentlichen Ehren bezeugten, ihn wiederholt zum Rector der Hochschule erwählten und in mancherlei wichtigen Geschäften derselben als Unterhändler benützten¹⁶.

Neben der Mathematik, worin er verschiedene Werke herausgab, beschäftigte sich Münster jetzt auch mit der Geographie und unternahm seine „Weltbeschreibung“, welche nach ihrem ersten Erscheinen eine Reihe verbesserter und vermehrter Auflagen erlebte, und ihrem Verfas-

¹⁴ *Nihil illarum lucubrationum euasisset, nisi multa Münsterus inde descripta asservasset. Crusius, annal. Suev. II, 554.*

¹⁵ Vergl. Häusler, Gesch. der rhein. Pfalz I, 552.

¹⁶ Abrisse von Münsters Leben haben wir aus früherer Zeit von *Pantaleon, prosograph. Germ. III, 342* von *Urstisius, Epidome hist. Basil* in den *Scriptor. rerum Basil minor. I, 95*, abgedruckt, und von *Adamus, vitae Germanor. I, 143*.

ser die verdienstvolle Stellung eines volkstümlichen, viel und gerne gelesenen Schriftstellers bis herab in unsere Zeiten erwarb.

Denn sind die philologischen und mathematischen Schriften Münsters längst überholt und vergessen, so findet man seine „Cosmographie“ nicht allein in den meisten Bibliotheken von Europa, sondern in Deutschland als ächtes Volksbuch auch bei Bürgern und Bauern noch jetzt auf manchem Bücherschränklein neben Gesangbuch und Bibel.

Ich selber habe es an solchen Orten gesehen und begreife auch die Ursache einer so langen Volksgunst. Die ganze Anlage des Buches, wie seine besondere Einrichtung und Ausführung mit den manigfaltigen Holzschnitt-Bildern, sind etwas trefflich Gelungenes und seine Sprache hat noch ganz jene altdeutsche Einfalt und Kernhaftigkeit, welche das Gemüth immer anziehen und fesseln.

Münster begann dieses Werk nach Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland, welche durch den Bauernkrieg so blutig gestört worden, und sammelte viele Jahre lang den Stoff dazu ^[108] aus der Vor- und Mitwelt. Die erste Bearbeitung desselben erschien im Sommer 1544 als ein 660 Seiten starker Folioband bei Buchdrucker Heinrich Petri zu Basel, dem Stiefsohne des Verfassers¹⁷, welcher viel damit wagte, für seine anfänglichen Opfer aber in der Folge reichlich belohnt wurde.

Nach damaliger Sitte, gelehrte Arbeiten irgend einer hohen Person zu widmen, richtete unser Cosmograph seine Widmung an den König Gustav von Schweden, wozu er durch dessen Diener, den gelehrten Georg Normann, veranlaßt worden. Dieser Herr schätzte Münstern wegen dessen herausgegebenen Schriften sehr hoch und besuchte ihn 1542 zu Basel, bei welcher Gelegenheit er die Handschrift der Cosmographie zu Gesichte bekam, dieselbe durchsah und wohl würdig fand, „daß sie unter dem königlichen Schirme seiner Majestät an den Tag käme“; denn sonst wäre der Verfasser „so vermessen nit gewesen, dem Buch ein' solchen Patron fürzustellen“.

In dieser kurzen Widmungsschrift spricht Münster vom Wechsel der menschlichen Dinge, vom Aufblühen und Verkommen der Reiche, Länder und Völker, und bemerkt sodann: „Solichs aber schreib' ich nit, Euer königlich' Majestät damit zu lehren, die es Alles wol weißt, sundern etwas Anzeig' zu geben, was mich verursacht hat, diß Buch zu schreiben, dessen sich vor mir Keiner unterstanden — in solcher Gestalt und in teutscher Zungen. Dann das Argument (desselben) erstreckt sich gar weit. Ich Hab' ein Compendium und kurzen Begriff von allen Ländern des Erdreichs dem gemeinen Mann wöllen fürsreiben, sich darin mit Lesen zu erlustigen, und dem Gelehrten den Weg anzeigen, wie man nach so vil' teutschen Chronographien auch gar nützlich Cosmographien und Topographien schreiben möchte, wie ich dann solichs vor

¹⁷ Münster hatte nämlich nach seiner Niederlassung in Basel die Wittwe des verstorbenen Buchdruckers und Verlegers Adam Petri geheirathet.

18 Jaren angefangen mit disem Werk, nachfolgend dem hochgelehrten Straboni“.

Die erste deutsche Weltbeschreibung von solchem Umfange mußte jedenfalls eine günstige Aufnahme finden; der bescheidene ^[109] Verfasser sah aber bald seine kühnste Erwartung übertroffen, denn das Werk erwarb sich in kurzer Zeit den Namen eines berühmten Buches. Von allen Seiten erschienen Anerkennungen und Aufmunterungen; Fürsten, Herren und Städte wendeten sich an den Verfasser mit Bemerkungen und Mittheilungen zur zweiten Ausgabe, und es galt für eine öffentliche Ehrensache, in der Cosmographie namhaft aufgeführt zu sein.

Ein sprechendes Beispiel hievon findet sich in der Selbstbiographie des damaligen fürstlich pommerischen Sekretärs Sastrow, welcher 1548 von seinem Hofe als Geschäftsträger am kaiserlichen Kammergerichte nach Speier geschickt worden¹⁸. Dieser Gewährsmann erzählt uns:

„Ich schrieb von Speier aus dem Herrn **Sebastiano Munstero**, daß meine gnädigen Fürsten und Herren ihn fleißig ersuchten, mit dem Druck seiner excellenten Cosmographie nicht zu eilen, dann ihre fürstliche Gnaden in voller Arbeit stünden, die Gelegenheit des Pommerlandes, so sein Buch nicht wenig zieren würde, sobald man damit fertig, ihm mit eigenem Boten zuzuschicken. Darauf hat er sich der Unmöglichkeit wegen entschuldigt; dann der Drucker (so sein *privignus*) sich mit solchem Werke trefflich angegriffen und eingesetzt, daß er gar zum Unvermögen dadurch geraten, so er's nicht auf die fürstehende Fastenmesse zu Frankfurt zur Stätte bringen wurde!

„Als ich Solches mit eigenem Boten nach Pommern geschrieben und durch denselben einen Haufen zusammengezogenen Berichts (aber noch nicht allerdings vollkommen) erlangt, habe ich dem Herrn **Munstero** geschrieben, sobald mir das Uebrig' zukomme, ich's ungesäumt ihm übersenden wolle. Die Antwort darauf, so des hochberühten, wolverdienten, teuern Mannes eigen Hand, werden meine Kinder zu des **Doctoris Martini Lutheri** Brief gelegt finden¹⁹: ^[110]

¹⁸ Dessen Autobiographie, herausgegeben von Mohnike (Greifswalde, 1824). Theil II, Buch 10, Cap. 8.

¹⁹ Dieselbe lautet: *Eximio viro, domino Bartholomaeo, Pomeraniae Sectretario, amico candido, salutem. — accepi literas tuas, clarissime vir, quas XXII Jannarii Spirae ad me dedisti. Jam vero tua praestantia quoque misit aliud et magnum fasciculum literarum et tabularum ex Pomerania missum, sed nimis tarde. Cancellarius Principis, quum hic apud me esset, promisit, se missurum ante natalem Christi ex Pomerania quicquid ex re esset. Expectavimus ergo tempus illud et praeterea mensem unum ultra, sed cum nihil mitteretur, progressi sumus in opere nostro. Haud dissimile quid accidit nobis ex ducatu Clivensi. Certe ego utrinque deprecor culpam a me, nam in tempore utriusque regionis proceres monui. Voluit dominus Petrus Artopoeus (der pommersche Theologe Peter Becker, welcher dem Münster die kurze Beschreibung Pommerns in die Kosmographie geliefert), ut ad te mitterem tabulam Pommeraniae, quam ante biennium ad me ex Augusta misit; id libens facio. Constat tibi citra dubium, quid cum illa facias. Domino cancellario principis Pommeraniae scribam in nudinis francofordianis; jam non licet propter nimias occupationes. Nam imponimus colophonem Cosmographiae nostrae, ne typographus impediatur, quo minus tam*

„Damit ich mich nun mit dem Herrn **Munstero** mündlich unterreden möchte, meinem gnädigen Fürsten und Herrn etwas Gewisses und Gründliches, wie den Sachen zu raten, zuschreiben zu können, auch weil es um diese Zeit am Kammergericht Vacanz war, und ich die Gelegenheit des an Wein und Korn fruchtbaren, mit vilen Städten, Schlössern, Flecken und Märkten gezierten weit berühmten Elsaßes, auch die Stadt Basel, nach Notdurft beschauen mochte, so hab' ich mich auf solchen Spazierweg *per pedes* begeben“.

„Zu Straßburg hat mich mein guter Bekannter **Doctor Daniel Capito**²⁰ in sein Haus genommen; wir aßen aber stets auf der Ammeister Stuben. Von dem Herrn Ammeister erlangten wir, auf den Münsterthurm zu steigen, wo ich das Elsaß entlang ein wolgebautes und geziertes Land gesehen. Zu Basel in den Kirchen sah' ich die steinerne **Desiderio Erasmo** von Rotterdam nachgesetzte **Statuam**. Mit dem Herrn **Sebastiano Munstero** ^[111] bin ich zu guter Kundschaft geraten. Er hat mir in Wahrheit vielen guten und freundlichen Willen gezeigt, mich in seinem Hause auf ein ansehnlich Gemach geführt, da er mir kunstreiche in **Italia, Gallia, Germania** gegossene, geschnittene, auch in Kupfer gegrabene Formen der verschidenen Mappen der mathematischen, astronomischen und sternguckerischen Kunst, auch in Bergwerken notwendiger Instrumenten, und dann Cunterfeite von Ländern, Städten, Schlössern, Klöstern, wie solches in seiner ausgegebenen Cosmographie leicht zu ersehen, in großer Anzal gezeigt hat. Wann ich noch ein paar Tage zu Basel bleiben möchte, wollt' er mich führen, noch Allerlei zu sehen; weil ich aber nicht länger bleiben können, hab' ich meinen Abschied von ihm genommen und mich auf meinen Apostelpferten wider hinab nach Speier begeben“.

Welches überraschende Bild gewinnt man aus dieser schlichten Erzählung von dem ausgebreiteten Rufe und populären Namen unseres Münster, von seinen gelehrten Verbindungen und seinem reichbestellten Museum!

Bald nach der damals bewerkstelligten zweiten sehr vermehrten Auflage der Cosmographie erschien auch eine lateinische Uebersetzung derselben²¹, welche der Verfasser mit einer Widmung an den Kaiser

sumptuosum opus ex infinitis fere figuris integratum perferat ad instantes nundinas. Interim bene valeat praestantia tua. Basileae, Mercurii post Reminiscere. Tuus Sebastianus Munsterus.

²⁰ Wahrscheinlich der Sohn des berühmten straßburgischen Theologen Wolfgang Fabriz Capito.

²¹ Ich habe nur die zweite Auflage derselben vor mir. Sie ist überschrieben: *Cosmographiae universalis libri VI*. Auf dem Schlußblatte lesen wir: *Basiliae apud Henrichum Petri. Mense Septembr. anno salutis MDLIV*; auf der Rückseite des Titelblattes aber die Verse:

*Fortunate senex, nunquam tua grandia scripta,
Munstere, delebunt nepotes posteri.
Ergo, si quod habes vegetum sub corde senili
Robur, micatque luminis fomes sacri,*

versah, worin er treuherzig erzählt, wie die Liebhaber der Geschichte und Erdbeschreibung das verzögerte Erscheinen des Buches mit Ungeduld gesehen und ihn brieflich aufgefordert hätten, die Ausgabe möglichst zu beschleunigen. Denn es habe ihn gar Manches von dem Unternehmen abgeschreckt ^[112] gehabt, namentlich der leidige Umstand, daß man über die Angelegenheiten des lebenden Geschlechtes nicht mit gehörigem Freimuth schreiben könne, weil die Wahrheit, welche immer ein verhaßtes Ding gewesen sei, besonders in seinen Tagen allenthalben ihre Feinde und Verfolger finde.

Nachdem er im Verlaufe der Widmung sodann vom Werthe der Geschichte und vom Gange der menschlichen Bildung gesprochen, entschlüpfen seiner Feder folgende Worte: „So verlor sich die Unschuld unseres Geschlechtes immer mehr; Herrsch- und Habsucht ergriffen das Herz der Menschen, und Diejenigen, welche durch Glück oder Geburt eine bevorzugte Stellung erlangten, fiengen an, es für's Höchste zu halten, Völker zu unterjochen, und Heere und Flotten zu schaffen, um ihre Herrschaft über ferne Länder und Meere zu erweitern“. Wahrhaft, gegen Karl den Fünften eine naive Aeüßerung!

Die ersten Auflagen der Cosmographie waren aber noch vielfach mangelhaft und die Beschreibung Deutschlands nahm weitaus den größeren Theil des Buches ein. Der gelehrte Bodin sagte²² deswegen auch in seiner freimüthigen Weise davon: „Münster hat uns Germanien wie ein Gemälde vor Augen gestellt, indem er dessen Geschichte mit der Landesbeschreibung glücklich zu verbinden wußte. Unrichtig jedoch nennt er seine Arbeit eine Weltbeschreibung, denn nimmt man Dasjenige, was über Deutschland und die Schweiz so reichlich beigebracht ist, aus dem Werke hinweg, so bleibt von demselben beinahe nichts mehr übrig“.

Solche Stimmen nahm sich Münster ernstlich zu Herzen und suchte die Mängel seines Werkes bei spätern Ausgaben immer möglichst zu ergänzen. Daher finden wir die letzte Ausgabe, welche er selber noch besorgte, gegen die erste beinah' um die Hälfte vermehrt, und der Verleger sorgte dafür, daß auch jede folgende verbessert und erweitert erschien. Die münster'sche Cosmographie blieb aber nicht blos in deutscher und lateinischer ^[113] Sprache vorhanden, sondern wurde auch in's Französische und Italienische übersetzt, während die deutsche Bearbeitung innerhalb eines Jahrhunderts allein 25 Auflagen erlebte, was bei einem so dickleibigen Buche gewiß nichts Gerings ist²³.

*Confice, quod superest: modici est tibi meta laboris,
Et orbit hoc munus novom desiderat.*

²² In seinem trefflichen Buche: *Methodus ad facilem historiarum cognitionem*. Argentor. 1627, S. 104.

²³ Ein Verzeichnis, der verschiedenen Auflagen finden wir bei *Struvius, biblioth. histor. Edit. Buderii, Cap. XV, pag. 761*. Münster gieng bei seinem cosmoaraphischen Werke von Deutschland aus, und sein erster Versuch desselben, welcher 1530 zu Basel herausgekommen, heißt auch nur: *Germaniae atque aliarum regionum descripto*. Die jüngste mir zu

Dasselbe beginnt mit einer Reihe von Erd- und Landkarten, wovon diejenigen der neuen Welt oder der „neuen Inseln“ als einer der frühesten Entwürfe des geographischen Bildes von Amerika unser Interesse besonders erweckt; alsdann folgt im **I** Buche das Allgemeine über den Erdball, über seine Beschaffenheit, Bewegung und Eintheilung, wie über die ältesten Bewohner desselben; hierauf werden im **II**, **III** und **IV** Buche die einzelnen Länder Europas unter den Aufschriften: Engelland, Hispania, Gallia, Italia, Teutschland und Behem, die mitnäch- tigen Länder (Dänmark, Nordwegen und Schweden), Sarmatia (Ungarland, Poland, Littaw und Russia), Sclavonia oder Windischland (Bossen, Dacia, Bulgary, Walachy und Sibenbürgen), Griechenland und das türkisch Reich, und endlich im **V** und **VI** Buche Asien, Africa und die neuen Inseln beschrieben.

Ein Meisterstück ist die Beschreibung von Deutschland und der Schweiz, welche das ganze dritte Buch anfüllt. Mit Verwunderung über die einfache, klare und gemessene Darstellung lesen wir z. B. den Abschnitt von den gemeinen Bräuchen und Sitten jeziger teut- scher Völker. Hat aber unser Cosmograph hier etwas Treffliches geleistet, so gebührt ein Theil dieses Verdienstes noch einem andern Manne, welchen Münster durchaus benützt und gerade in dem bezeich- neten Abschnitte fast wörtlich übersezt hat. Ich meine den fränkischen gelehrten ^[114] Johann Böm von Aub, welcher 1534 zu Freiburg im Breisgau das kleine Werk: ***Omnium Gentium mores, leges et ritus***²⁴ in drei Büchern herausgegeben.

In klassischem Latein beschreibt derselbe die Völker Asiens, Africas und Europas, und ganz ausgezeichnet ist der Abschnitt über das Deutschland seiner Zeit. Es wird meine Leser nicht belästigen, wenn ich zur Ehre beider Männer diese treffliche Schilderung unserer Vorfahren im 16ten Jahrhunderte aus der deutschen Cosmographie hier mittheile.

„Es haben die Teutschen vil Unterscheid und manigfaltige Grad' oder Ständ unter ihnen. Den ersten Stand machen die Geistlichen, den andern die Edlen und der hat vil Grad'. Dann es seind Fürsten, Grafen, Feiherren und andere Edlen. Die Fürsten übertreffen die andern nit allein in Würde und hohem Geschlecht, sunder auch in der Gewalt, dann sie haben weite Länder und Herrschaften. Aber die Grafen, Freiher- ren und anderen von Adel sizen hin und her hinter den Landesfürsten, sunderlich die schlechten Edelleut.“

„In Teutschland ist gar ein seltsamer Brauch unter den Edlen. Dann wann den Kaiser des Kaisertums halber Noth angeht und er ver- mahnet seine Fürsten, Grafen und Edlen, so sprechen sie, daß sie ge-

Gesicht gekommene Ausgabe der Cosmographie ist von 1588 (Basel, bei Sebast. Hen- ricpetri) und zählt 1420 Folioseiten; die letzte aber, von welcher ich Kenntniß habe, ist von 1628.

²⁴ *Ex multis clarissimis rerum scriptoribus a Joanne Boêmo Aubano teutonico nuper collecti et novissime recogniti. Friborgi Brisgoiae excudebat Joan, Faber Emmeus Juliacensis.*

frei sein und Niemand dienen, dann demjenigen, so ihnen Sold gibt. Dazu lassen sie auch ihre Unterthanen nicht dienen, und sagen doch, daß der Kaiser ihr Oberhaupt sei.“

„Dise Leut' meinen auch, daß ihr Adel nicht wenig geschwächt wurde, wann sie sollten Kaufmannsschaz treiben oder ein Handwerk führen, oder so Einer ein' unedle Hausfrau nähme, oder Einer wohnen sollt, wie ein anderer Bürger, in einer fremden Statt. Sie haben kein' Gemeinschaft mit den Bürgern und ihre Wohnungen sind auf den Bergen, in den Wäldern oder auf dem Feld, wo sie mit ihrem Hausgesind frei sich aufhalten.“ [115]

„Die Fürsten und Edlen hangen gemeinlich dem Jagen an, und meinen es gehör' ihnen allein zu aus langwirigem Brauch; aber den Andern verbieten sie Hirzen zu fahen oder Reh, Hinden und Hasen bei Verlierung der Augen, ja an etlichen Oertern ist es verboten bei Kopfabhauen. Es essen auch die Edlen gar lustbarlich und kleiden sich köstlich, zieren sich mit Gold, Silber und Seiden, sunderlich die Weiber, im Haus und ausserhalb. Und wann sie ausgehen, so folget ihnen ein Haufen Gesind's, und sie gehn so langsam und sittlich und machen so wolbedachte Schritt, daß das gemein Volk sie eineswegs an ihren Gebärden erkennt. So aber ein ferner Weg vorhanden, so gehn sie nicht zu Fuß, dann sie meinen, es wäre ihnen unehrlich und ein Urkund der Dürftigkeit.“

„Aber zu rauben, wann sie Noth angeht, schämen sich ihrer ein Theil nicht, besunder nachdem der Turnier in Abgang kommen ist. Wann ihnen ein Schmach von Jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem Recht aus, sondern versammeln ihre reisige Gespanen und rächen sich mit Schwert, Feuer und Raub, und zwingen dadurch diejenigen, so ihnen Widerdruß gethan, zu einer Genugtuung“²⁵.

„Der ander Stand ist der der Bürger, die in den Stätten wohnen, deren ein Theil dem Kaiser, die andern den Fürsten oder Prälaten unterworfen sind. Die dem Kaiser gehorsamen, haben vil Freiheiten, Brauch und Satzungen, deren sie sich insgemein gebrauchen. Alle Jahr machen sie aus den Bürgern ein Statt- oder Bürgermeister, bei dem der höchst Gewalt steht. In den Malefizen oder Uebelthaten urtheilen sie nach Vernunft und Gewohnheit, was sie sunst auch in andern bürgerlichen Händeln pflegen zu thun; doch mag man an den Kaiser appellieren.“

„Es sind gar nahe in allen Reichsstätten zweierlei Bürger; etlich sind Junkern und von den großen Geschlechtern geboren, [116] die andern sind schlechte Bürger. Die schlechten Bürger treiben Kaufmannschaz oder bekümmern sich mit Handwerken; aber die andern von den Geschlechtern, so man Patricios nennt, betragen sich mit ihrem

²⁵ Bei Böm schließt dieser Absatz mit folgendem, was dem Guten Münster zu stark scheinen mochte. „*Gens superba, inquieta, avara, ecclesiae praelatis et eorum bonis insidians semper, subditos rusticos irremissa servitate exercet; incredibile dictu, quantum miseros et infelices homines vexet, quantum exugat*“.

väterlichen Erb und von Zins und Gilten. Und wann einer von den gemeinen Bürgern zu großem Reichthum kommt, und will sich zu ihnen schlagen, nehmen sie ihn nit in ihr Gemeinschaft auf. Doch was „das Stattregiment antrifft, so wird unter den Burgern kein Unterschied gemacht, sunder es werden beide zu den Aemptern genommen“.

„Die Stätt in Deutschland seind sämmentlich wol bewahrt von Natur oder Kunst; dann an die tiefen Wässer gesetzt, oder an die Berg' grundfestet, und die auf der freien Ebne ligen, seind mit starken Mauern, mit Gräben, Bollwerken, Türnen, Schütten und andern Wehren umfaßt, daß man ihnen nit bald kann zukommen“.

„Der dritt Stand ist der der Leut' auf dem Feld. Sie sizen in Dorfern, Weilern und Höfen, und werden genannt Bauern, weil sie das Feld bauen und zur Frucht bereiten. Die führen gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein Jeder von dem Andern abgeschieden, und lebt für sich selb mit seinem Gesind und Vieh. Ihre Häuser seind schlechte Hütten von Holz und Leimen gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Strau oder Schindlen gedeckt. Ihre Speis ist schwarz Roken Brod, Haberbrei oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist ihr Trank; ein Zwilchgippen, zween Bundschuh und ein Filzhut ihre Kleidung“.

„Dise Leut' haben nimmer Ruh, früh und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächsten Stätt zum Verkaufen, was sie Nuzen überkommen auf dem Feld und von dem Vieh, und kaufen dargegen, was sie bedörfen. Dann sie haben keine oder gar wenig Handwerksleut' bei ihnen sizen. Ihren Herren müßen sie oft das Jahr durch dienen, ihnen das Feld bauen, säen, die Frucht schneiden und heimführen, Holz hauen, Gräben machen und vil dergleichen“.

„Da ist nichts, was das arm Volk nit thun muß und ohn' Verlust nit aufschieben darf. Was solch' harte Dienstbarkeit ^[117] der armen Leut gegen ihre Oberkeit bringe, ist man in kurz verrückten Jahren²⁶ wol innen worden. Es ist kein Stahlbogen so gut, wann man ihn zu hoch spannen will, so bricht er. Also geht es mit der Härte der Oberkeit gegen die Unterthanen, wo sie zu groß ist“.

Nachdem Sebastian Münster als Lehrer an den Hochschulen zu Heidelberg und zu Basel, wie als Schriftsteller in der gelehrten und ungelehrten Welt bis zu seinem 63sten Lebensjahre vielseitig und erfolgreich gewirkt, ergriff ihn eines Tages die Pest, welche seit 1550 unter der basel'schen Bevölkerung herrschte, und endete sein thätiges Leben am 23sten Mai 1552. Der Leichnam des Verblichenen wurde unter der allgemeinsten und aufrichtigsten Trauer im Kreuzgange des Münsters zur Erde bestattet, wo man heute noch folgende Grabschrift list:

²⁶ Im Bauernkriege. Aber die Herren lernten doch nichts durch diese Erfahrung. Noch waren die Aeltesten, so denselben erlebt, nicht zu Grabe gegangen, als schon ein neuer gährte.

GERMANUS ESDRAS HEIC STRABOQUE CONDITVR.
 SI PLURA QUAERIS. AVDIES.
SEB. MUNSTERUS. INGELH.
 THEOLOG. ET COSMOGR.
 INTER PRIMOS SUMMUS.
 SOLENNEM ASCENSIONIS MEM.
 ANNO SAL. M.D.LII.
 MAIOR SEXAG. MORTE PIA
 ILLVSTRAVIT.

Von der Gestalt und Gemüthsart Münsters hat uns ein Schüler desselben, der besonders durch sein „deutsches Heldenbuch“ so verdiente basel'sche Professor Pantaleon²⁷, folgende naive Schilderung hinterlassen:

„Es war Münsterus ein' kurze Person mit einem starken Körper begabet, also daß er für Anderen wol mögen die Arbeit ^[118] erdulden. Er hat züchtige Geberden gehabt und als ein sehr demütiger Mann ein fromm und aufrecht Leben geführt, daß er von Mänglichem geliebt worden. Er hat auch treulich gelehret, und was man in seiner Lection nit verstanden, gern in seiner Behausung weiter erkläret, wie ich solches an ihm, meinem geliebten Präceptor, oft erfahren.“

Das Bildniß unseres Cosmographen findet man auf dem Titetblatte seiner lateinischen Weltbeschreibung nach einem etwas rohen Holzschnitte mit der Ueberschrift: **S.M. anno aetatis suae LX**, ein besseres aber, in Schwarzkunst, nach einem alten Gemälde, bei J. Brucker. Es drückt einen denkenden, ehrlichen, derben Gelehrten aus, um dessen breiten Mund ein ernster, fast wehmüthiger Zug spielt. Damit indessen der Leser nicht etwa meine, ich habe aus einer von Jugend auf gepflegten Vorliebe für den berühmten Ingelheimer seinen Character und seine Verdienste überschätzt, so möge das Urtheil eines unverdächtigen Mannes²⁸ diese Schilderung beschließen.

²⁷ „Teutscher Nation Heldenbuch, durch H. Pantaleon zuerst in Latein zusammengebracht, jetzt aber verteutschet, gemehret und gebessert. Gedruckt zu Basel, bei N. Brylingers Erben, 1570.“ Das Leben Münsters findet sich III, 342.

²⁸ Brucker's Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit aus dem 15ten und folgenden Jahrhundert, mlt Bildnißen von Maler Haid. Augstburg, 1747. Eine fleißige Arbeit, aus deren Noten man alle Schriften kennen lernt, welche über Münster irgend Etwas enthalten. In neuerer Zeit hat J. G. Müller (der Bruder des Geschichtschreibers) in seinen Briefen über das Studium der Wissenschaften, Zürich 1817, S. 110, die Cosmogiaphie Münster's wieder gewürdiget, und neuestens Wackernagel I, 476, und Heinr. Kurz II, 176, derselben ihren Platz in der deutschen Literaturgeschichte angewiesen. Letzterer bemerkt, daß Münster einer der Ersten war, der über die „nüwen Inseln“ oder Amerika ausführlichen Bericht gab, und theilt eine längere Stelle daraus mit. Der berühmteste Nachfolger des ersten deutschen Kosmographen, Herr von Humboldt, aber sagt: „Sebastian Münster, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts, steht voran unter den Restauratoren der geographischen Wissenschaften“. Krit. Forschungen über die Entwickel. der geogr. Kenntniße von der neuen Welt. Uebersetzt von Ideler, Verl, I, 118.

„Sebastian Münster ist auf dem Schauplätze der Gelehrsamkeit als doppelte Person erschienen, als Mathematiker und als Philologe. Seine mathematischen Schriften mögen nach dem jezigen Stand der Wissenschaft keinen Wert mehr haben; wenn aber erwogen wird, daß er einer der ersten gewesen, welche die ^[119] beinahe ganz vergessene Astronomie, Geographie und Gnomomik wider aus dem Staube hervorgezogen, so muß man ihn bei seinem damals erworbenen Ruhme billig belassen“.

„Seine Cosmographie wimmelt zwar von unrichtigen und fabelhaften Nachrichten; allein sie enthält auch sehr vil Gutes, zumal da, wo er nach Berichten gelehrter Männer aus verschiedenen Theilen der Welt geschrieben, und ist als eine höchst fleissige Arbeit, welche in der neuern Erdbeschreibung so zu sagen das Eis gebrochen, noch immerhin lobenswert. Das Meiste und Beste darin sind die Nachrichten über Deutschland und die Schweiz und seine freimütige Sprache, welche ihm zu Rom besonders verübelt worden“.

„Was aber unsern Münster eigentlich groß gemacht, waren seine gründliche Kenntniß des Hebräischen und seine Verdienste um die orientalische Literatur. Unter seinen philologischen Schriften stehet eine lateinische Uebersetzung des alten Testaments oben an, in welcher er die Eigenschaften der hebräischen Sprache, wie ihm dieselben aus der Bibel und den Rabbinen bekannt wurden, mit vilem Glücke wider gab. Daher dise Uebersetzung von den Kritikern, selbst von denen der römischen Kirche, fast allen andern vorgezogen worden. Und da er auch verschiede hebräischen Sprachlehren und ein hebräisches Wörterbuch herausgegeben und der erste gewesen, der eine chaldäische Grammatik geschrieben, so dürfen wir ihm unter den Gelehrten, welche die orientalische Literatur in Deutschland emporgebracht, eine vorzügliche Stelle nicht versagen“.

Grenzach.

Von Basel aufwärts, wo der Bahndamm sich immer unweit des Rheinstromes hinzieht, gewinnt die Gegend einen andern Charakter, indem die beiderseitigen Gebirge näher zusammenrücken und der vorherrschende Schmuck der Landschaft in Wäldern aller Art besteht. Das wechselnde herrliche Grün derselben ersetzt dem Auge den Mangel weiterer Aussichten; man erlabt sich daran und fühlt sich heimisch in der traulichen Beschränkung. ^[120]

Den Eingang in's engere Thalbereich bildet das Grenzacher Horn, ein Gebirgsvorsprung, welcher das rechte Ufer des obern Rheinthaales abschließt. Schon nach einer geringen Wegstunde von Kleinbasel, wo das badische Gebiet wieder, beginnt, finden wir ein Wirthshaus (und eine Station des deutschen Zollvereines) mit jenem Namen bezeichnet; das eigentliche „Horn“ ist aber der südwestliche Ausläufer des Dinkelberges,

welcher der obere Berg heißt und mit seiner felsigen Stirne weit gegen das Rheingestade hervortritt²⁹.

Eine halbe Stunde aufwärts vom Horne ligt sodann Grenzach, am Eingange eines freundlichen Wiesenthälchens zwischen dem oberen und unteren Berge. Das alte heitere Dorf zählt 900 Einwohner evangelischen Bekenntnisses und ist durch seinen trefflichen Weinwachs bekannt. Denn die Grenzacher Weinberge ziehen sich in der besten Lage am kalk- und sandsteinhaltigen Gebirgsfuße vom Hornraine bis auf die Höhe der unteren und hinüber an die Tschampenhald des obern Berges. Diese Rebengüter bilden auch den Hauptreichthum der Gemeinde, indem die übrige Gemarkung derselben zu den geringeren gehört.

Der Weinbau mag hier uralt sein, da die Gegend zwischen **Basilea** und **Augusta Rauracorum** gewiß von jeher eine reich bevölkerte und gut bebaute war. Die früheste Nachricht über denselben stammt indes erst aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Markgraf Otto nämlich von Röteln und Graf Rudolf von Wälschneuenburg schenkten 1322 dem Ritterhause zu ^[121] Beuken vierthab Mannwerke Rebengeländes „im Wingarten zu Krenzach“. Diese Stücke verlieh dasselbe hernach an zwei Winzer zu Erblehen gegen zwei Drittel des jährlichen Ertrages und unter Vorschrift folgender Reben-Ordnung.

„Die Besitzer der vierthab Mannwerke sollen dieselben in gutem Baue halten und jährlich 6 Karren Mistes darein legen. Wird solches ein Jahr versäumt, so haben sie's im folgenden nachzuholen. Alle Jahre um S. Margarethen Tag sollen von beiden Seiten ehrbare Leute als Reben-schauer aufgestellt werden. Finden dieselben, daß die Rebgüter nicht in rechtem Baue liegen, es sei an Stöcken, an Gruben, an Ruthen oder an Anderem, so sollen sie das abschätzen und die Winzer den Schaden ersetzen. Kommt aber solcher Mißbau zwei Jahre nach einander vor, so mag das Ritterhaus die Reben als verfallen wieder an sich ziehen.“

„Den Bannwein von den vierthab Mannwerken mit eben so vielen Gelten haben beide Theile gemeinschaftlich zu entrichten. Erscheint im Herbste der Ordensbote, um die zwei Ertragsdrittel einzusammeln, so sollen ihm die Rebenbesitzer nach Vermögen zu essen und zu trinken geben. Wollen dieselben aber von dem Erblehen abstehen und ihre daran erzielte Besserung verkaufen, so sollen sie dieselbe zuerst dem Le-

²⁹ Horn (Felsenspitze, *promontorium*) ist die alte Bezeichnung solcher Vorsprünge und Ausläufer. Grenzacher Horn heißt es aber nicht etwa wegen der dasigen Grenze; denn dieses Wort (vom slavischen *granzia*) reicht nicht in die alte Zeit hinauf, wo der Ort seinen Namen erhielt. Derselbe dürfte, da der kleine Bach zwischen dem Ober- und Unterberge vom Wilener Banne bis über das Horn hinaus das einzige Wasser ist, davon hergenommen sein.

Die älteste Nachricht über das Horn ist von 1262. Damals verkaufte das Kloster Wettingen der Stadt Basel als ein Erblehen „*daz Horne sive acumen montis infra fossata prope Rhenum in banno de Rhichin situm*, unter der Bedingniß, daß sie keinerlei Gebäude darauf errichte. Aber ihr war gerade daran gelegen, daß Niemand anders dieses thue, wegen der Nachbarschaft. Ochs, *Gesch. von Bas.* I, 362.

hensherrn anbieten, und wenn dieser darauf verzichtet, einem ehrbaren Manne, welcher im Stande ist, die Reben ordnungsmäßig zu bauen.“

Das Ritterhaus besaß aber zu Grenzach noch zwei weitere Aecker mit Reben, nämlich einen „an dem Horne, ob der Straße“, und einen „am Riesenbrunnen, neben dem Wege“, welche es 1388 einem Rebmanne auf acht Jahre unter der Bedingniß verlieh, daß ihm derselbe die erste Hälfte dieser Pachtzeit ein Viertel, die andere aber ein Drittel des Ertrages entrichte, während des ganzen Pachttes 20 Karren Mistes (wozu es selber noch 10 fützte) in die Reben führe und die Reben-Ordnung getreulich beobachte³⁰. [122]

Für das hohe Alter des Anbaues der Grenzacher Gemarkung sprechen aber noch verschiedene Ueberbleibsel. Im früheren Mittelalter lag unweit des Dorfes, bei der Salmenwage am Rheinufer, ein Weiler, dessen Namen sich aus **Bertilinghova** in Bertlingen verwandelte³¹. Wahrscheinlich zogen sich die Bewohner desselben nach Grenzach; in dem verlassenen Bezirke aber, welcher noch lange als ein besonders umsteinteter Etter fortbestand, „seind vor Alters“, wie eine Nachricht von 1740 meldet³², „Münzen, unterirdische Gewölber und andere Rudera gefunden worden, dahero Einige concludieren, daß dieses Bertliken mit der römischen Stadt Augst, welche nahe über dem Rhein gestanden, gleiches Geschick gehabt und zur Zeit des Hunnenkönigs Attila seinen Untergang gefunden habe“.

Das Dorf Grenzach bildete früher ein markgräflich hachbergisches Lehen in der Hand zuerst der Edelknechte von Lörrach, später der baselischen Patrizier zur Sonne und seit 1491 der Junker von Bärenfels³³, welche ebenfalls ein Basler Adel waren und bei Grellingen an der Birs ihre Stammburg, wie diesseits des Rheines, im Werrachthale, eine gleichnamige Lehenburg besaßen.

Die Grenzacher Gemarkung aber theilte sich zwischen zweierlei Landesherrn; mit den Waldungen, Weinbergen und Wiesen oberhalb der Straße gehörte sie zur hachbergischen, seit 1503 baden-durlachischen Herrschaft Röteln, mit dem Feldgelände dagegen unterhalb derselben zur österreichischen Grafschaft Rheinfelden. Das Dorf lag jedoch nicht völlig im markgräflichen Gebiete, sondern reichte mit etlichen Häusern auch über die Landstraße, von deren Fahrgeleisen das eine badisch, [123] das andere österreichisch war. Diese Häuser mit ihren Bewohnern gehörten daher in's Rheinfeldische. Jeder hatte

³⁰ Beukheimer Copeibuch, Bl. 175.

³¹ Ich finde den Namen zum erstenmale in einer Urkunde von 1353 als Bertlikon; ursprünglich: der Hof der Bertlinger.

³² In der „Beschreibung der Landgrafschaft Sausenberg und Herrschaft Röteln, durch den Landvogt von Leutrum, angefangen im Februar 1734,“ Handschr. II. 1440.

³³ Urkunden der Edelknechte von Lörrach vom Dienstag nach Micheli 1357, des Hans zur Sonne vom Freitag nach Mattheus 1429 und des Landvogts von Röteln für die Gebrüder von Bärenfels vom Montag nach Jubilate 1491.

seinen eigenen Vogt, während aus den Geschwornen von dies- und jenseits ein gemeinschaftliches Gericht gebildet wurde.

Wie nun die Familie von Bärenfels das Dorf Grenzach mit Kirchensatz und Zehnten, eigenen Leuten, Zwing und Bann, mit dem kleinen oder Wochengerichte, mit Jagden und Fischenzen, mit dem Schloß oder Weierhause und mit etwa 80 Jaucherten an Wiesen-, Reben- und Acker- geländes, von Baden-Durlach als Mannlehen besaß, so hatte sie von 1469 bis 1686 auch die Häuser und Bauern „unterhalb der Straße“ mit Zwing und Bann und aller anderen Zugehör als eine österreichische Pfandschaft inne³⁴.

Ungeachtet indessen der Abtheilung des Dorfes und seiner Gemar- kung durch den Straßenzug bestanden zu Grenzach mehrfach gemisch- te Verhältnisse von leibeigenen und freien Unterthanen. Was die ersteren betraf, so wurde 1682 zwischen Oesterreich und Baden-Durlach ein Tauschvertrag dahin geschlossen, daß jeder Theil seine im Gebiete des andern sitzenden Eigenleute demselben wechselseitig abtrat, wodurch die verschiedenerei bisher obgewalteten Schatzungsstreitigkei- ten ein Ende nahmen³⁵. Nicht so leicht wollten sich die Verhältnisse der Grenzacher Freileute bereinigen lassen.

Diese merkwürdigen Ueberbleibsel aus einer Zeit, wo man von fürst- licher Landesherrlichkeit noch nichts gewußt, stammten allein aus der Grafschaft Rheinfeldern her, verblieben also, wenn sie ihren Wohnsitz auch im badischen Theile nahmen, was die Huldigung, das Landesauf- gebot, die Steuer und Schatzung betraf, immer noch österreichische Unterthanen. Es hatte unter denselben der uralte Gebrauch geherrscht, daß Jeglicher ein Jahr lang nach seiner Hochzeit im Dorfe frei habe sitzen und hierauf einem der drei Herren — dem Erzherzoge oder dem Mark- grafen oder dem Junker, welchem er gewollt, habe schwören ^[124] mögen³⁶. Durch die Verpfändung des rheinfeldischen Dorftheiles an die Bärenfelser verlor dieses aber seinen Sinn, und die Grenzacher Freileute wurden sämmtlich und schlechtweg als deren Hintersaßen betrachtet.

Nachdem dieselben ursprünglich an den Markgrafen nichts und an den Ortsjunker jeglicher des Jahres nur einen Frohntag geleistet und 5 Schillinge Steuer entrichtet, geschah es in Folge der Pfandschaft, daß jener seine Schatzung von ihnen erhob und dieser sie wie seine Leibei- genen bezahlen und frohnen ließ. Die armen Freileute waren daher weit schlimmer daran als die beiderseitigen Leibeigenen, wie auch aus folgender Schilderung von 1574 hervorgeht³⁷.

³⁴ Acten über diese Pfandschaft von 1683 bis 1686.

³⁵ Der s. g. Grenzacher Rezeß vom 7ten Oktober 1682.

³⁶ Urbar des Grafsch. Rheinfeldern, im Auszuge.

³⁷ Acten über die Gerichtsbarkeit zu Grenzach, von 1663.

„Alle die Freien und Wildflügel³⁸, so in dem Dorf Grenzach unter des von Bärenfels Gerichten und unter der markgräfischen hohen Oberkeit sitzen und wohnen, seind der Herrschaft von Oesterreich angehörig und dem von Bärenfels nit anders denn als Hintersaßen verpflichtet und zugethan. Daher dieselben durch Befelch' und Mandate, so vom Herrn Markgrafen ausgehen, nit gebunden, sondern mit andern Freien der Grafschaft Rheinfeldern zu reisen, zu steuern und zu frohnen schuldig seind.“

„Aber die anderen Freien, was zu Grenzach unterhalb der Landstraß' haushäblich wohnen, seind ohne Mittel unter der Herrschaft von Oesterreich landesfürstlicher Oberkeit gesessen und wie andere derselben freie Unterthanen zu dienen verpflichtet. Nit weniger aber seind sie auch dem von Bärenfels, als Hintersaßen und zu der Gemeinde des Dorfs gehörig, gleich andern Bürgern zu thun schuldig.“ [125]

„Es setzt auch die Herrschaft von Oesterreich zu Grenzach einen freien Vogt, welcher in ihrem Namen über alle Güter unterhalb der Straß' und über alle Sachen, so sich des Endes zutragen, in der Tafern' am Ziel daselbst zu richten hat. Dieses Gericht müßen die Bärenfelsischen auf Erfordern besetzen helfen, worgegen die Oesterreichischen dem bärenfelsischen Vogt zur Besetzung seines Gerichtes auch zu dienen haben. Es hat aber die Herrschaft von Oesterreich unterhalb der Landstraß' über Alles vom Wenigsten bis zum Höchsten allein zu richten, und oberhalb übet der Markgraf als Inhaber der Herrschaft Röteln die hohen und der Junker vermög' seines Lehenbriefs die niederen Gerichte aus.“

Aber so vielfach in einander geschobene Verhältniße mußten zu mancherlei Irrungen und Händeln führen. Die drei Herrschaften zu Grenzach geriethen sowohl unter sich, als mit der Gemeinde in Mißverständnisse und Streitigkeiten, welche weitläufige Schreibereien verursachten und endlich zu einem entscheidenden Schritte führten.

Lütold von Bärenfels, welcher zuerst mit Grenzach belehnt worden, hatte drei männliche Leibeserben hinterlassen, von denen Junker Hannibal die Söhne Melchior und Leopold gewann, deren Nachkommen zwei Linien des Geschlechtes bildeten. Diese Herren Vettern nun mit ihren oft sehr zahlreichen Familien, lebten weder unter sich, noch mit ihren Lehensunterthanen in gedeihlicher Eintracht. Sie bezeichneten sich gegenseitig selber als „abgünstig und friedhässig“, und beheiligten den Lehensherrn mit oft sehr leidenschaftlichen Klagschriften. Die Grenzacher aber behandelten sie ganz im gewöhnlichen Junkerton, erlaubten sich mehrfache Eingriffe in deren Privat- und Gemeindsrechte, und

³⁸ Ein seltener Ausdruck, wohl so viel als Wildfang bezeichnend, oder einen fremden Menschen, welcher Jahr und Tag ohne nachjagenden Herrn an einem Orte saß. Denn wild bedeutete ursprünglich etwas Umherziehendes, Ungebundenes. Die Freileute waren wesentlich verschieden von solch' herrenlosem Volke, mußten sich aber oft mit demselben zusammenstellen lassen.

erwiderten erhobene Beschwerden mit Schmähungen, Stockstreichen und Einthürmungen.

Am bittersten beklagte man sich zu Grenzach über das hergelaufene Volk, welches die Junker als Hintersaßen aufnahmen; über die Verwüstung des Allmendwaldes, indem dieselben zu viel Holz daraus verkauften; über die Verkürzung der Fröner an ihrem Kommißbrote und über das Verbot des eigenen ^[126] Weinverzapfens der Rebenbesitzer. Da diesen Uebeln niemals entschieden abgeholfen wurde, so gediehen die Feindseligkeiten immer weiter und erreichten 1730 einen solchen Grad, daß die Gemeinde drei Abgeordnete nach Karlsruh' schickte, um den Landesherrn „fußfällig und um Gottes Willen zu bitten, ihre Klagpunkte genau untersuchen zu lassen, da ihre Wohlfahrt unerträglich Noth leide und Alles in höchster Verwirrung stehe“.

Dieser Schritt führte endlich zum Ziele³⁹. Der Markgraf befahl eine Untersuchung der Grenzacher Zerwürfniße, welche zur Folge hatte, daß man, „da Gemeinde und Lehensmann seit langem in vielerlei Streitigkeiten verwickelt seien, welche ihnen beiden wie der Lehensherrschaft unaufhörlichen Verdruß und Schaden brächten“, den Ankauf des Lehens bewerkstelligte. Demnach überließ 1735 die bärenfelsische Familie für die Summe von 32,000 Gulden ihre sämtlichen Lehen- und Eigengüter zu Grenzach an das markgräfliche Haus, ein Ereigniß in der grenzacher Welt, welches von Jung und Alt mit ungetheiltem Jubel begrüßt ward⁴⁰.

Und da bald hierauf zwischen den Häusern Oesterreich und Baden-Durlach ein Vertrag über die endliche Bereinigung der gegenseitigen Hohheitsrechte im Breisgau zu Stande kam, so nahm auch die mißliche Trennung der Gemeinde Grenzach in einen erzherzoglichen und markgräflichen Theil ihr Ende, indem das Gebiet unter der Landstraße nun völlig an Baden gedieh⁴¹. Damals verfaßte der röteln'sche Landvogt von Leutrum⁴² über Grenzach folgende Nachricht.

„Dieser Ort hat zwar wenige Felder, und noch weniger Mattenwerk, ist dagegen vor andern dadurch berühmt und glücklich, daß ein herrlicher weißer und rother Wein allda wachset, welcher gleich nach dem Herbste von denen Baslern und anderen ^[127] gesucht und um hohe Preise angekauft wird. Das Gewächs zu Grenzach mag auch in Bälde noch etwas Mehreres und Besseres hervorbringen, da gnädigste Herrschaft ihre Reben mit lauter raren Burgunder Stöcken hat anpflanzen lassen und mancher Burger, wenn sein Boden diese Gattung annimmt, sich Setzlinge davon verschaffen wird.“

³⁹ Acten über die Grenzacher Beschwerden gegen den Lehenmann von Bärenfels, von 1731 und 1732.

⁴⁰ Acten über das bärenfelsische Lehen zu Grenzach.

⁴¹ Vertragsbrief vom 29sten Juni 1741 bei *Schöpflin VII*, 250.

⁴² In seinem oben bezeichneten Werke II, 1465. Diese fleißige, mit vieler Sachkenntnis abgefaßte Arbeit hätte es sehr verdient, im Drucke zu erscheinen.

„Die Grenzacher erlösen auch ein Ziemliches aus zahmen und wilden Kirschen, welche daselbst frühe zeitigen und im benachbarten Basel gut verkauft werden. Das Grenzacher Kirschen- oder Kriesewasser ist ehedessen daher gesucht und verkäuflich gewesen. Der Junker hatte eine Allee aus lauter Kirschenbäumen von seinem Hofe bis an den Rhein hinaus, welche billig ausgebessert und fortgeführt werden sollte.“

„Sonsten sind nur zu viel Menschen in diesem Ort, welche einander vor der Nahrung ligen, weil der Junker seines Nutzens wegen in der Aufnahme von allerhand fremden Leuten sehr leichtfertig gewesen und besonders manche gesegnete Jungfer aufgenommen und auswärtiges Volk im Dorfe hat copulieren lassen, so daß dasselbe einem Asyle ähnlich gesehen.“

„Die Gemeind' hat im vorigen Jahrhunderte durch Krieg, Hunger und Pestilenz vieles gelitten, zumalen *anno* 1638, wo sich der kaiserliche General von Werth mit den weimarischen Truppen bei Rheinfeldern in eine Schlacht eingelassen; ferners *anno* 1675, wo in der Nacht vom 7ten März 260 Mann aus Hüningen über den Rhein setzten und zu Grenzach 25 Häuser und 7 Trotten niederbrannten.“

Unter der Regierung des edlen Karl Friderich, welcher die Landwirtschaft in seinen Gebieten so eifrig zu heben suchte, sollte auch in Grenzach ein Schritt der Verbesserung geschehen. Einige Bürger hatten mit befriedigendem Erfolge etliche öde Allmendstücke an der Rheinhalde in Weingarten verwandelt. Dieses veranlaßte den Pfarrer Hauber, höchsten Orts zu bewirken, daß die übrigen herrschaftlichen Halden „zur Förderung solchen Rebenbaues“ an diejenigen Grenzacher überlassen würden, welche daselbst Wein anpflanzen wollten. Es ergieng deshalb 1769 eine Verordnung; aber Niemand mochte sich auf die Sache einlassen, ^[128] und der Anbau der, Rheinhalde unterblieb, wie eine zu gleicher Zeit projectierte Bewässerung der trockenen Grenzacher Wiesen und Feldgewanne⁴³.

Dagegen machte man die leidige Bemerkung, daß die Grenzacher Rebenbesitzer, statt mehrfach anempfohlene Verbesserungen eintreten zu lassen, die rothen Weinstöcke größtentheils aushauten. Die Regierung wollte dieses untersagen, ein Bericht des Pfarrers Sonntag aber brachte sie auf eine andere Ansicht, und das rothe Gewächs mußte dem weißen überall weichen.

„Bei meinem Gedenken“, berichtete Sonntag 1778 an den Markgrafen⁴⁴, „wurde der rothe Grenzacher gesucht, gelobt und als Delicatsesse genossen. In Basel fand derselbe großen Verschleiß und die Garnison zu Hüningen verachtete gegen ihn den weißen Markgräfler gänzlich. Darum hatte man sich ehedessen Mühe gegeben, in hiesiger

⁴³ Acten über die Anlegung eines Grenzacher Allmentplatzes zu Reben, von 1769 bis 1770, und über den Vorschlag, die Werrach auf den Grenzacher Bann zu leiten zur Verbesserung der dortigen Güter, von 1708 bis 1774.

⁴⁴ Acten über den Grenzacher Roten, von 1778.

Gegend rothes Gewächs zu pflanzen. Wie aber unsere Bauern in ihren Frühstücke fast durchgehends von der Suppe zum Kaffee, und in ihrer Kleidung vom selbstgemachten Zeuge zu fremden Tüchern gelangt sind, so änderte sich's auch im Weinbaue derselben. Sie folgen darin dem wandelbaren Geschmacke der Zeit; denn selten wird noch ein Glas rothen Weines gefordert und selbst in Hüningen ist er aus der Mode gekommen."

Was nun das, weiland bärenfelsische Schloß zu Grenzach betrifft, so war dasselbe ein *castrum campestre* oder Weierhaus, d. h. ein eben gelegener, befestigter und mit Wassergräben umzogener Edelsitz, von welchem das Gutsgebäude „im Hof“ unweit des Dorfes noch übrig ist. Bevor dasselbe bärenfelsisch geworden, war es in verschiedenen Händen und erlitt manchen Sturm. So zerstörten die Basler mit andern Eidgenossen im August 1445, auf ihrem Hilfszuge nach Rheinfelden, „Grenzach das Schloß“, und im Spätjahre 1448 verbrannte der österreichische ^[129] Adel den Baslern „das Wasserhus ze Grenzach“. Dieses aber hat nur einen Sinn, wenn man annimmt, Basel habe die Veste nach der Einnahme von 1445 wieder hergestellt und bis 1448 besetzt gehalten⁴⁵.

Den schwersten Schlag erhielt das Grenzacher Schloß im orleans'schen Kriege, wo selbiges 1689 durch die Franzosen „an Mauern und Gräben gar übel verderbt worden“. Nach dem Ankaufe von 1735 gab man das „Schloßgut“ einem Bauern in Bestand, und übernahm dabei noch die Verpflichtung, den „um das Schlößlein gehenden Karpfenweier“ reinigen zu lassen, da die Kosten davon durch Gewinnung des Schlammes für die herrschaftlichen Reben doppelt würden ersetzt werden⁴⁶.

Rheinfelden.

In ähnlicher Lage, wie Grenzach, erschienen uns die alten Dörfer Wilen und Hertten, zwischen welchen sich des „Teufels Taufstein“ erhebt, während ihnen gegenüber am linken Rheingestade die Trümmer der raurachischen Augusta ruhen. Es folgen hierauf am Saume des Gebirges die Orte Degerfelden und Nollingen, das eine unter dem „Paradiese“, das andere unter dem „Traubenraine“, und rechts hin in der Tiefe erblickten wir Rheinfelden, die unterste der vier Waldstädte, mit ihrer Brücke am alten „Steine“.

Ich entdeckte wenig mehr von der unbezwinglichen Veste, wo einst Graf Rudolf gehaust, jener Enkel unbekannter Ahnen, welcher durch einen Mädchenraub den Herzogshut von Schwaben und durch ritterliche Frommheit die deutsche Krone erwarb. Er war ein Werkzeug des Papstes, und gerade damals hätte das Reich — dem Riesen Gregor gegenüber, eines Helden und Staatsmannes bedurft. Aber der alte Fluch im

⁴⁵ Vergl. Tschudi, Schweiz. Chron. II, 452 und 525.

⁴⁶ Acten über den Grenzacher Schloßweier, von 1754.

Geschicke der Deutschen hetzte sie einander wieder blutig in die Haare um zwei ^[130] Könige, wovon der eine ein bornierter Haudegen und der andere ein verzogener Knabe war.

Da der Sohn König Rudolfs ohne Leibeserben verschied, so fiel die Grafschaft Rheinfelden an Berchtold **II** von Züringen, welcher dessen Schwester zur Gemahlin hatte. Seither nun wohnten die Züringer öfters auf dem Steine daselbst, und wir wissen, daß Herzog Konrad den heiligen Bernhard feierlich daselbst empfieng, als derselbe 1146 das Kreuz predigend am Rheine hinaufzog.

Neben der Burg „zum Steine“ hatte sich allmählig ein städtisches Gemeinwesen herangebildet, welches der Kaiser nach dem Erlöschen des züringischen Hauses zu Händen des Reiches nahm. Rheinfelden verblieb unter demselben, bis König Ludwig es an das Haus Oesterreich versetzte, von wo an die gute Stadt mit Neuenburg und Breisach das gleiche Schicksal theilte⁴⁷. Erst in Folge des Lüneviller Friedensschlusses wurde sie mit dem benachbarten Frickthale der schweizerischen Eigenschaft einverleibt, athmet aber schon völlig den Schweizergeist.

In Gedanken machte ich einen Besuch zu Rheinfelden — auf dem Gottesacker. Dort ruht von meinen Freiburger Lehrern einer, welchem ich sehr nahe gestanden und manche Förderung zu danken gehabt. Es war Ernst Münch⁴⁸, der viel geschmähte Mann, welcher auch mich später irre an sich gemacht, den ich aber gleichwohl nie ganz aufgegeben, und dessen letzte Büberzeit meine aufrichtigste Theilnahme erweckte.

Ich bekam ihn noch zu sehen und zu sprechen, als er seine letzte Fahrt nach der alten Heimath machte. Es trieb ihn sichtbar ein dunkles Vorgefühl dahin, wo sein Herz den ersten Schlag ^[131] empfunden und wo es so frühe als ein gebrochenes erlöschen sollte. Als er in meinem Blicke noch Spuren der ehemaligen Anhänglichkeit bemerkte, erheiterte sich auch der seinige; aber dieses Wiedersehen ließ einen tief wehmüthigen Eindruck in mir zurück.

Ich überschaute die kurze Laufbahn Münch's. Wie jünglingsfrisch und vielversprechend hatte dieselbe begonnen und in welcher Verirrung endigte sie! Er hatte ein grundgutes, ehrliches Herz, eine offene, freimüthige Seele und ein entschiedenes Talent für Kunst und Wissenschaft; die Eitelkeit jedoch verlockte ihn auf Abwege und seine Feinde schoben ihn darauf weiter. Der giftigste davon war ein hochberühmter Mann der Gottesgelahrtheit, welcher über den göttlichen Stifter unserer Religion fast unübertrefflich schön geschrieben. Ich verehrte in demselben

⁴⁷ Die gründlichsten Nachrichten über die Geschichte von Rheinfelden gibt in den „Zügen aus den Schicksalen einer kleinen Reichsstadt“ der unermüdliche Kopp, Geschichtsblätter aus der Schweiz II, 1 ff.

⁴⁸ Geboren zu Rheinfelden im Jahre 1798, seit 1810 Professor an der Cantonsschule zu Arau, seit 1821 Professor der histor. Hilfswissensch. zu Freiburg im Breisgau, dann seit 1827 Prof. des Kirchenrechtes zu Lüttich, seit 1830 königl. Bibliothekar im Haag, und seit 1831 geheimer Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart, gestorben 1841.

einst auch meinen Lehrer, aber es ziehet mich nichts nach seinem Grabe.

Beukheim. (Beuggen)

Drei Viertelstunden oberhalb Rheinfeldens, wo sich das Gebirge wieder ganz dem Strome nähert, liegen die Gebäulichkeiten der ehemaligen Rittercommende Beuken, denen man's wohl ansieht, daß sie einst etwas Bedeutendes vorgestellt. Ihr schloßähnliches Gepräge hat sich noch immer nicht verloren, obgleich schon mancherlei Veränderungen mit ihnen vorgegangen.

Nach der Aufhebung des Ritterhauses wurde Beuken der Sitz eines großherzoglichen Amtes und einer Gefällverwaltung, bei der Belagerung von Hüningen 1813 errichtete man in seinen Räumen ein Militär-Lazaret, und 1819 überließ es die Regierung lehensweise einer Gesellschaft von Baslern, welche sich zur Stiftung einer Anstalt für arme Knaben vereinigt hatte. Die Zöglinge werden darin zu Schullehrern herangebildet.

Dieses Beukheim⁴⁹ war ursprünglich ein Dörflein mit Kirche, Fronhof, Burg und Adelsgeschlecht, wahrscheinlich unter ^[132] der Lehenherrlichkeit der Dynasten von Klingen. Da aber erschien ein thurgauischer Ritter in der Gegend, welcher den meisten Besitz des Ortes an sich erwarb. Es war Herr Ulrich von Liebenberg, seit kurzem durch die Gunst Friderichs **II** kaiserlicher Burgvogt auf dem Steine zu Rheinfeldens, dessen Geschlecht in einer gleichnamigen Burg an der Tös hauste und das Schenkenamt der Grafen von Kiburg besaß⁵⁰.

In welchem Verhältnisse dieser neue Reichsdienstmann zur klingenschen Familie gestanden, ist mir nicht bekannt; die Frau des Hauses aber wußte ihn für ihren Plan der Gründung eines marianischen Ritterhauses zu Beukheim so völlig zu gewinnen, daß er den dortigen Fronhof mit dem Kirchensatze, die dortige Veste und alles Gut, was in der nächsten Umgebung ihm und seiner Frau gehörte, auf ewige Zeiten dem Deutschorden vermachte⁵¹.

Die fromme Schenkung geschah im Maimonde 1246 zu Sausenberg, auf dem Rasenplatze vor dem Burgthore (wohl unter einer blühenden Linde), in feierlicher Versammlung aller Betreffenden und ihrer

⁴⁹ Die Schreibart Beuggen ist unrichtig. Die Urkunden schreiben 1215 *Bvchem*, 1253 *Buchein*, 1263 *Bivcheim*, 1286 *Büken*, was nach jetziger Aussprache Beukheim oder Beuken lautet.

⁵⁰ Vergl. Stumpf, Schweizer Chronik II, 103; Bluntschli, *Memorabilia Tigurina*, S. 277; Kopp, schweizerische Geschichtsblätter II, 4, und die Zeitschr. f. G. d. Oberrh. IV, 224.

⁵¹ Der Vergaber, *Vlricus miles dictus de Liebinberk*, zählt in der Schenkungsurkunde einzeln auf: *Curtim in Burkein cum iure patronatus ecclesie et municionem ibidem cum omnibus possessionibus in parochia eiusdem ecclesie, et predium in Haldenwank et omnes possessiones suas in parrochia Nollingen.*

Zeugen⁵²). Ein fröhliches Mahl im Rittersaale, nach der Sitte des Zeitalters, wird die Handlung beendet haben, wobei der rothe Grenzacher manchem Ritter und Pfaffen etwas zu Kopfe gestiegen sein mag.

Inzwischen hatte Frau Ita von Klingen ihre Besitzrechte urkundlich bereinigt und versammelte nun, im Sommer 1247, die Ihrigen, die Abgeordneten des Deutschordens und andere Biderleute zu Klingenau unter der Laube vor dem großen ^[133] Thurm, wo sie, mit Verwilligung der ganzen Familie, all' ihr väterlich Erbe in der Pfarre von Beukheim ebenfalls feierlich und auf ewig den Marianern vermachte⁵³.

Kaum aber war diese doppelte Schenkung geschehen, so erhob sich der Edelknecht Mangold von Beukheim und that Einsprache dagegen, indem er behauptete, daß die Veste daselbst mit den dazu gehörigen Reben, Wiesen und Gehölzen, theils eigenthümlich, theils lehen- und pfandweise ihm zustehe. Es bedurfte des ganzen Ansehens seines mütterlichen Oheims und des Grafen von Habsburg, um ihn unter gewissen Bedingungen zu einem Verzicht zu bewegen. So verwickelt und unbestimmt waren damals die vielfach verflochtenen Besitzrechte.

Die Edelknechte von Beuken stammten wahrscheinlich von der rheinfeldischen Familie Kelhalder ab. Nachdem dieselben ihren Wiegensitz verloren, siedelten sie sich zu Nollingen an, wo ihnen der halbe Fron- und Widemhof als röteln'sches Lehen und verschiedene Eigengüter gehörten. An dieser Hofhälfte haftete der halbe Kirchensatz, das halbe Gericht, der halbe Zwing und Bann, woraus die Familie ein hinreichendes Einkommen zog, bis Junker Hanemann seit 1400 ein Stück nach dem andern (meist an das einheimische Ritterhaus) veräußerte. Hiernach blieb seinem Sohne Konrad freilich nichts Besseres übrig, als in den Deutschorden zu treten. Man kann also wohl sagen, das beuken'sche Edelgeschlecht sei von dem Ritterhause, welches aus dessen Heimath entstanden, völlig aufgezehrt worden.

Die Edlen von Beuken führten einen senkrecht getheilten Schild mit einer Rose in der linken Hälfte als Wappen und besaßen ihre Grabstätte in einer Kapelle bei der Pfarrkirche zu Nollingen, welche Ritter Konrad der Alte, genannt „Nollinger“, 1371 gestiftet und mit Widemgütern versehen. Seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts verschwand ihr Name so gänzlich aus der Ueberlieferung, daß Niemand mehr Etwas von ihnen wußte. Der Leser wird es daher wohl nicht mißbilligen, wenn ^[134] ich die Erinnerung an diesen vaterländischen Adel aus einigen alten Pergamenten und Papieren wieder erweckt habe⁵⁴.

⁵² *Acta sunt hec ante portam castris Susenberk extra fossam, anno MCCXLVI, mense Maio.*

⁵³ *Ita uxor Vlrici nobilis de Klingen etc. Acta sunt hec anno MCCXLVII, VI Kal. Julii apud Klingenowa sub lobio ante turrim.*

⁵⁴ Urkunden aus dem Beukener Archive von 1248, 1329, 1356, 1371, 1400 und 1402, und das alte Copeibuch der Kommende.

Dem Beispiele der Frau von Klingen folgten auch Andere mit verschiedenen Gaben⁵⁵. Und als die fromme Matrone bald hierauf in's ewige Leben verschied, glaubten die Söhne das Andenken der edlen Mutter dadurch ehren und sich ihrer Verdienste um die Sache des heiligen Kreuzes würdig machen zu müßen, daß sie deren Schenkung urkundlich bestätigten und dieselbe wiederholt und auf's reichlichste vermehrten⁵⁶.

Herr Walther nämlich, der Erstgeborne, vergabte mit Zustimmung seiner Brüder dem Orden 1255 alle die Lehengüter zu Beukheim, welche ihm der Truchsäße von Rheinfeldern zu diesem Zwecke aufgegeben; sodann 1263 den halben Theil des Waldes von Werrach, 1264 den halben Kirchensatz zu Birdorf und 1267 das Halbtheil des Waldes im Todmoos. Und wahrscheinlich war er's ebenfalls, durch dessen Vermittelung der benachbarte Freiherr von Tiefenstein 1266 zu Gunsten des Ordens auf alles Recht verzichtete, welches er von seinem Vater her am Schlosse und an den Gütern zu Beukheim besaß⁵⁷.

Selbst noch 1283 vermachten die von Klingen und von Tiefenstein dem Orden alles Gut, was der Ritter Steinmar in Tegerfeldern von ihnen zu Lehen trug⁵⁸. Woher es denn auch gekommen, daß die alte Ueberlieferung die liebeneckische, klingensche und tiefensteinische Familie als die ursprünglichen Stifter der Kommende Beukheim bezeichnet hat. [135]

Andere Wohlthäter von dies- und jenseits des Rheines traten hinzu, um das Stiftungsgut zu vervollständigen. Man errichtete am freundlichen Gestade, vielleicht da, wo der Fronhof lag, ein Ritterhaus mit einer Kapelle, deren Hauptaltar 1298 eingeweiht wurde, bevölkerte es aus dem Mutterhause zu Basel, sicherte seinen Bestand durch kaiserliche und päpstliche Briefe, wie durch Burgrechte mit benachbarten Städten⁵⁹, und lebte unter emsigen Erwerbungen an Gütern und Rechtsamen getrost der Zukunft entgegen.

Etwas Weiteres aus der Geschichte des Beukener Ritterhauses weiß ich nicht zu erzählen. Die Schriften seines Archives sprechen beinahe nur von Streitigkeiten mit Unterthanen und Nachbarn, von Besitz- und Wirthschaftsachen. Die ritterliche Weltlichkeit hatte eben gar bald das geistliche Element überwuchert, und der löbliche Anlauf, welchen einstmals ein Komtur für die geistige Bildung seiner Brüder genommen,

⁵⁵ Wie die Nonnen von Rieden, welche 1247 die an ihr ewiges Licht gehörigen *bona in castro Bukhein* erlassen; und die Gräfin Gertrud von Habsburg, welche 1254 einen Theil ihrer Güter zu Altenburg, Hausen und Birloffen abtritt

⁵⁶ Dieses that er mit dem Wunsche, *de virtute in virtutem crescere cum religionis augmento*. Urkunden von genannten Jahren.

⁵⁷ *Hugo nobilis de Túfinstein etc. Acta sunt hec apud Búken, id Novembris.*

⁵⁸ Actum zu Basel, an dem Sonnentage vor sant Lucien tage.

⁵⁹ Z. B. 1293 mit Waldshut und 1325 mit Baden im Argau.

indem er die Anlegung einer Bücherei verordnete⁶⁰, dieser Anlauf blieb ohne gedeihlichen Erfolg, während der Gewinn guter Fastenspeisen und reichlichen Wildbräts eine allezeit sorglich gepflegte Angelegenheit des Hauses war.

Es dürfte nicht ganz uninteressant sein, die ältesten Nachrichten über die Beukener Fischenzen, welche den behaglichen Ritterverein mit dem Feinsten jener Fastenspeisen versahen, gelegentlich hier aufzuzählen.

Im Jahre 1300 wurde schiedsrichterlich erklärt, daß die Kommende Beukheim das Recht habe, die Salmenwagen am Rheinufer und die Wasserrunse zwischen Minseln und dem Rheine, in den Gemarkungen der Dörfer Karsau und Nollingen zu benützen, wie selbige von den Rheinfeldern benützt worden⁶¹. [136] Und 1315 ertheilte ihr König Friderich die Erlaubniß, ober dem Horne unterhalb der Wage „Heimenholz“, wo sich die stille Ufertiefe zum Salmenfange besonders eigne⁶², eine neue zu errichten, welche Verwilligung der frühere Gegenkönig Ludewig 1337 erneuerte. Vom Hause Oesterreich aber erhielt die Kommende 1358 „den halben Theil des Wages zum Hellhaken oberhalb der Burg ze Rinfelden, ob dem heidischen Gemür in dem Rin und gegen Rinfeldern der Stat über“, gegen den Zins von einem Salmen jährlich zu Lehen⁶³.

„Höllhaken“ heißt bekanntlich das felsige Rheinbette von Beukheim abwärts, wo der Strom bis unter die Rheinfelder Brücke tosend und schäumend über eine Reihe gefährlicher Klippen fließt, weswegen man die ärgste Stelle dieses Laufens „das Gewild“ benamste.

Da zischt der wilde Strudel,
Klafft wie ein Höllenthor;
Es zackt aus seinem Schlunde
Der spitze Fels hervor.
Das ist der Höllenhaken
Mit seinem scharfen Zahn;
Hinein reißt er den Rachen,
Es ist um ihn gethan⁶⁴.

Das Ritterhaus besetzte seine beiden Salmenwagen zum Höllhaken und Kölgarten jährlich im Frühlinge mit je zwei Fischern, welche beim

⁶⁰ Urk. Wolframs von Nellenburg, Landcomturs, *datum Búken anno dom. MCCCXLV, die Mauricii.*

⁶¹ *Libere utatur stagnis seu piscinis, que vulgariter dicuntur, Salmenwêge, edificatis super fluvio Reni, et aqueductus ripe, que fluit de Minseln inter bannum de Buken et Nollingen etc.* Urk. K. Albrechts über diesen Schiedspruch.

⁶² Urkunde desselben, *dat. Basilee, II id. Maii.*

⁶³ Urk. gegeb. zu Rinfeldern, Montags nach St. Margareth.

⁶⁴ Aus der schönen Ballade eines meiner Jugendfreunde (Wagners von Laufenburg) „der Höllhaken“, in Schnetzlers bad. Sag. I, 172.

Antritte ihres Geschäftes zu schwören hatten, „den Fischen tags und nachts kehrweise fleißig abzuwarten und die beste Gelegenheit nicht im Wirthshause oder sonst wo zu versäumen, keinen Salm oder Lachs ohne Erlaubniß zu verkaufen und jedesmal gleich nach der Fangzeit getreue Rechnung abzulegen“. Nach einem Aufschriebe von 1708 wurden zwischen dem 1ten Mai und 17ten August im Höllhaken 25, im Kölgarten ^[137] aber nur 6 Stücke Salmen gefangen, während der Lachsfang im September nur ein einziges lieferte⁶⁵.

Das Schloß von Beukheim ligt mit seiner breiten Seite unmittelbar am Rheine und ist landwärts im Halbkreise mit einem Graben umgeben, über welchen vier Brücken führen. Die Ringmauer hat einen Thurm und acht Rondeln, wodurch sie den Platz ehemals gegen Feindesgefahr haltbar gemacht. Dieselbe schließt einen großen mit weitläufigen Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hofraum ein, von dessen Mitte sich das Hauptgebäude mit der Ordenskapelle bis an den Strom erstreckt, wo der äußere Theil das „alte Schloß“ heißt.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde unter dem Herrn von Reinach, welcher die Komturei Beuken von 1690 bis 1718 verwaltete, ein Beschrieb derselben⁶⁶ verfaßt, woraus hier Folgendes entnommen sei.

„Die Commenda Beuggen ist ein Mitglied des vorderösterreichischen Prälatenstandes, wird also zu den ausgeschriebenen Landtagen citirt, hat daselbst *votum et sessionem* und muß an den geschehenden Verwilligungen das Ihrige beitragen, wovon zwei Drittel *ex cameralibus* fließen, das Übrige aber von den orden'schen Unterthanen zu Karsau und Riedmatt bestritten wird.“

„Der Herr Commentur besitzt die vogteiliche Gerichtsbarkeit sowohl *intra septa domus*, als in benannten Dörfern und zu Längenau, worvon jedoch der Ertrag ein geringer ist, maßen man die dortigen Unterthanen nit höher als bis zu einem Gulden zu strafen hat. Die hohe Gerichtsbarkeit gehört zu Karsau der Herrschaft Rheinfelden, zu Riedmatt der Herrschaft ^[138] Wehr und zu Längenau der Grafschaft Baden. Was die Steuer oder Schatzung betrifft, so wird dieselbe nicht auf das Vermögen der Unterthanen, sondern auf deren Häuser *proportionaliter* umgelegt.“

„An eigenen Gütern besitzt die Commenda rund um das Ritterhaus 280 Jauchert Acker, 90 Tauen Wiesen- und 16 Jauchert Rebengeländes; die Höfe zu Hagenbach und Höllwangen zusammen mit 154 Jaucherten Ackers und 75 Tauen Matten; den Freihof zu Melligen mit 24 Jaucherten Ackers und 12 Tauen Matten; das Schaffneihaus zu Frick

⁶⁵ Die Wage im Höllhaken war auch größer als die im Kölgarten; sie hatte in der Länge 153 und in der größten Tiefe 70 Schuhe. Von jenen 31 Salmen hatten 19 Stücke den Werth von 80 Pfunden Häller oder nach heutigem Gelde von ohngefähr 106 Gulden.

⁶⁶ „Status der *Commenda* Beuggen zur löbl. Balley Elsaß und Burgund gehörig, welche dormalen *vacant* vnd nach Befelch des gnäd. Herrn und Statthalters der Landcomthurey Alschauhen, Freiherrn Franz von Steinach, *administriert* wird, 1719.“

mit Scheune, Schütte, Trotte und Garten; vier Waldstücke, nämlich bei Beuggen, Hagenbach, Rikenbach und das Hardhölzlein; endlich vier Fischweier und zwei Salmenwagen.“

„Ferner besitzt die Commenda den ganzen oder theilweisen Zehenten in 50 Hof-, Weiler- und Dorfgemarkungen dies- und jenseits des Rheines; an Zinsen und Gilten aber jährlich 440 Saum Weines und ebenso bedeutende Frucht- und Geldgefälle, wozu noch an unbeständigen Gefällen etwa 15,400 Pfunde zu rechnen sind.“

„Aldann stehet ihr das *jus Patronatus et praesentandi* bei zwölf Pfarreien und Benefizien zu, nämlich in Beuggen, Nollingen, Herten, Wilen, Rikenbach, Birdorf, Melin, Frick, Längenu, Gelterkingen, Bus und Hasel. In die Pfarrkirche *ad S. Michaelen* gehören Karsau und Riedmatt; der Gottesdienst wird aber außer gewissen Festen und bei Begräbnissen, darin nit gehalten, angesehen die Commenda *intra septa domus* auch eine wohlerbaute Kapelle *ad S. Elisabetham* besitzt, worin sich drei Altäre befinden und die abgestorbenen Herren Ordens- Cavaliere begraben ligen.“

Die Deutschritter hatten mit den Johannitern und Tempelherren den gleich bescheidenen Ursprung und wuchsen ebenso, wie diese, weit über ihren anfänglichen Zweck hinaus⁶⁷; denn ^[139] es lag im Entwicklungsgange der drei Ritterorden, „unabhängig von Lehensverhältnissen, erhoben über Nationalschranken, Dienstmannen Gottes und unmittelbare Kämpfer für die große Sache des Christenthumes zu sein.“ Während aber die Templer einem großen Gewaltstreiche schon frühe erlagen und die Johanniter ein Terrain nach dem andern verloren, und Alles längst verschwunden ist, was beide geschaffen, sehen wir die Schöpfung des Deutschordens als wichtigsten Bestandtheil der zweiten Großmacht in Deutschland noch heute vor unsern Augen.

Die alten Marianer, durch den trefflichen Geist ihres Gesetzbuches zu einer ächt ritterlichen Gesellschaft erzogen, eroberten das wilde Preußenland und machten seine Heiden zu Christen, seine Slaven zu Deutschen. Es war eine hohe Ehre geworden, das weiße Rittergewand mit dem schwarzen Kreuze zu tragen; da aber brachten Glanz und Reichthum das Gift des Zerfalles in den Orden, wie bei den Johannitern und Tempelherren. Die einfachen, frommen, energischen „Spitalbrüder und Marienritter vom deutschen Hause zu Jerusalem“ verwandel-

⁶⁷ Alle drei Orden entstanden innerhalb des kurzen Zeitraumes von 1113 bis 1142. Die eisten Brüder derselben Verpflichteten sich unter dem Gelübde des Gehorsams, der Armuth und Ehelosigkeit, hier (bei den Templern) zur Sicherhaltung der Pilgerstraßen und Bedeckung der Pilgerzüge, wie dort (bei den Johannitern) zur Verpflegung armer und kranker Christenpilgrime überhaupt, oder (bei den Marianern) der deutschen Wallfahrer insbesondere. Hiezu kam aber, nach dem Eintritte rittermäßiger Leute in diese Gesellschaften und nach deren Erstarkung durch Besitzthümer und Mitgliederzahl die weitere Verpflichtung zur Bekämpfung der Ungläubigen, wodurch sie dann als eigentliche Ritterorden erschienen.

ten sich mehr und mehr in übermüthige und schwelgerische Deutschherren, deren Tapferkeit eine sehr unritterliche Richtung nahm.

Von Zeit zu Zeit geschah ein Zug gegen die Heiden. Nachdem man sich an üppigen Tafeln für den „heiligen Kampf“ gestärkt, begannen die Jagden durch meist wehrlose Landstrecken. Da wurde schonungslos niedergemetzelt, beraubt und in Brand gesteckt, was den christlichen Helden in die Hände fiel, und berauscht von dem vergossenen Blute kehrten sie alsdann zurück⁶⁸, um in schwelgerischem Genuße und Müßiggange den Lohn ihrer Thaten zu finden. [140]

Es wollte nicht mehr helfen, daß einige Hochmeister in weisem und muthvollem Sinne den sinkenden Geist des Ordens neu zu beleben suchten; er fand in immer wiederkehrender Entartung einen innern und an den Polen einen äußern Feind, welche ihn stürzten.

Die Veste von Marienburg war 1410 ruhmvoll verteidiget worden, 50 Jahre später fiel sie in unwürdiger Weise, und 1525 machte man aus dem so theuer und mühevoll errungenen Ordenslande ein weltliches Herzogthum als polnisches Lehen für das Haus Brandenburg!

Nachdem der Orden dergestalt seine politische Bedeutung eingebüßt — was waren die marianischen Ritter noch? Ihre Hilfe in den Türkenkriegen blieb ohne kräftigen Nachdruck und die Erneuerung ihres Gesetzbuches ohne ersprießliche Folgen. Die Deutschhäuser, ganz wie die Johanniter-Kommenden, sanken zu bloßen Versorgungsanstalten für den benachbarten Adel herab, wo sich's beinahe nur darum handelte, die Wirthschaft ergiebig zu erhalten und das Einkommen möglichst bequem und sorgenfrei zu verzehren.

Karsau.

Auf der Höhe hinter Beukheim heißt ein Stück Landes „das Burstelfeld“, worin man sogleich das Wort Burgstall erkennt. Hier also stand das alte Schloß der einheimischen Edelknechte und Ritter. Seine Lage war trefflich gewählt, denn sie beherrschte die dasige Beugung des Rheines, so daß die Burgleute von ihren Thurmzinnen weithin durch's Thal auf- und abwärts sahen.

Beuken gehört mit Riedmatt zur Gemeinde von Karlsau, welchen Namen man heutzutage nicht sehr höflich „Karsau“ schreibt. Es ist überhaupt abscheulich, wie unsere meist schönen und wohlklingenden Ortsnamen oft verketzert werden. Man entdeckt in der üblich gewordenen Schreibung sehr vieler kaum ihre ursprüngliche Gestalt noch und ärgert sich über die barbarische Verstümmelung, welche dieselben alles Wohlklautes und Sinnes [141] beraubt. Wie jeder ehrbare Mann darauf achtet, daß ihm sein Geschlechtsnamen unverdorben erhalten bleibe, so

⁶⁸ Vergl. Lichnowsky, Gesch. des Haus. Habsb, IV, 140 und 147.

sollten auch die Gemeinden auf Bewahrung der ächten Schreibart ihrer Ortsnamen mehr Rücksicht nehmen⁶⁹.

Karlsau ligt auf einer freien Hohe und hat eine beträchtliche Gemarkung mit etwas Weinwachs, wie das benachbarte Nollingen. Die Gewannsbezeichnung „Traubenrain“ zwischen beiden Dörfern läßt auf einen früher ziemlich ausgedehnten Rebenbau schließen. Der Karsauer war aber am Oberrheine, was der Sipplinger am Bodensee, „der allerärmst und schlechtest Wein der ganzen Landschaft“. Wenn man jenen Seewein durch den Witz verspottete, daß derjenige, welcher davon getrunken, sich des Nachts mehrmals umwenden müße, damit ihm der Magen nicht durchfressen werde; so sagte man vom Karsauer, das neckische Echo beantworte seinen Namensruf stets mit „sauer“, und

Komm' eine Tasche nur von fern ihm nah',
Sei plötzlich ihre Spur verschwunden da.
Sie ziehe sich durch ihn zusammen also sehr,
Daß, wer die Hand darin, auch sie damit verlör'.

Was indessen die Sonne auch aus dem geringsten Gewächse machen könne, das zeigte der heiße Jahrgang von 1540, wo es zwischen Ostern und Weihnachten beinahe niemals regnete. „Domols“, berichtet uns Stumpf⁷⁰, „ward dieser Karsower so gut, daß er alle andern Wein' an Güte übertraf. Jedermann wollte desselben haben und er galt ein groß' Geld. Ich hab' mein Lebtag nit stärkeren Wein versucht, der in deutschem Land gewachsen“. [142]

Es war sich aber nicht zu verwundern, wenn damals der Karsauer Wein gewöhnlich sehr schlecht ausfiel; denn die Leute durften ihn nur nach dem Gefallen der herrschaftlichen Diener trotten, und diese, wenn sie genug hatten, schlossen die Trotte ab, nahmen die Schlüssel mit nach Beuken und kümmerten sich wochenlang nicht um's Weitere, wodurch der Standenwein des armen Mannes verroch oder sonst verdarb⁷¹.

Dieses geschah namentlich unter dem Komture Johann Kaspar von Jestetten, dessen Verwaltung eine wahre Leidensgeschichte für seine Unterthanen ward. Der adelsstolze Herr glaubte das Volk eben auch in der rücksichtslosen Weise behandeln zu müßen, wie es seit dem Bauernkriege bei den meisten Obrigkeiten der leidige Fall war. Die Herren

⁶⁹ Natürlich aber müßten sie Etwas in der Hand haben, wonach sich zu richten wäre, ein bereinigtes Ortsnamens-Verzeichniß. Ich habe schon wiederholt daran gedacht, ein solches nach der ursprünglichen Schreibart zusammenzustellen, nebst der Angabe, wie sich dieselbe der heutigen Sprachweise gemäß richtig umgebildet. Die Sache bedürfte aber einer Anregung, aus welcher irgend eine Theilnahme im Publikum und die Geneigtheit der Regierung dafür zu ersehen wäre.

⁷⁰ Schweizer Chron. II, 377.

⁷¹ Acten über den Prozeß zwischen den Karsauern und dem Komtur zu Beuken, von 1578 bis 1586.

hatten gesehen, wohin es führe, wenn man den Bogen überspanne; aber sie nahmen sich das Geschehene so wenig zu Gewissen, daß sich an verschiedenen Orten der Stoff zu neuen Volksaufständen sammelte, und ein zweiter Bauernkrieg wohl noch furchtbarer geworden wäre, als der erste, wenn ihn die Heere des 30jährigen Krieges nicht unmöglich gemacht.

Schwerstätten. (Schwörstadt)

Nachdem sich der Schienenweg bei Riedmatt zwischen dem Gebirg' und dem Strome, welche sich hier unmittelbar berühren, in mäßiger Krümmung hindurch gedrängt, betritt er wieder ein freieres Gebiet bis Schwerstätten, am Eingange des Dossenbacher Thälchens. Von da erblickt man unten am Rheine die noch ziemlich erhaltenen Ueberbleibsel des gleichnamigen Schlosses, wo lange Zeit ein Ast deren von Schönau gehaust.

Diese Familie kam als Erbin des alten Geschlechtes vom Steine in den südlichen Schwarzwald. Denn ihre ursprüngliche Heimath war die Burg Schönau bei dem Dorfe gleichen Namens im Elsaße, drei Wegstunden von Schlettstatt, am Rheingestade⁷². [143] Dort besaß dieselbe viele Lehen, aber auch eben so zahlreiche Glieder, von denen es einigen nur erwünscht sein konnte, anderwärts Gelegenheit zu besserer Versorgung zu finden. Am besten glückte dieses jenem Junker von Schönau, welcher trotz seines garstigen Beinamens „Hürus“ die Tochter des stiftsäckingischen Großmaiers vom Steine zur Braut gewann⁷³.

Die Burg „zum Steine“ lag tief in den Bergen, zwischen der Wiese und Werrach, oberhalb Häg, auf einem Felsen hoch über dem Engebach, welcher hier neben der Straße (aus dem Todmoos) durch eine wilde Schlucht herabstürzt⁷⁴. Wenn man durch diese abgelegene Gegend wandert, kann einem wahrlich der Gedanke nicht kommen, daß sie einst die Heimath eines Edelgeschlechtes gewesen. Und doch lebten da die Ahnen des Großmaiers, seit alten Zeiten vornehme Dienstmänner des heiligen Fridolin zu Säckingen und desselben Stammes mit denen von Wielandingen. Sie führten die Vogtei über die Leute und Güter des Stiftes in diesen Rheingegenden und machten sich eben so gefürchtet als angesehen.

Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts trieb die Familie einen Nebenast, dessen Gründer sich jenseits der Wasserscheide des Muttenberges, anderhalb Wegstunden vom Steine, im untern Todmoos, wo jetzt der Schwarzenbacher Hof ligt, einen eigenen Wohnsitz erbaute, welchen

⁷² Vergl. *Schöpflin, Alsat. illustr. II, 715.*

⁷³ Der Namen Hürus (später Heuraus), welchen J. v. Müller in „Harraß“ schönerte, soll nach Vandermeer einen großen, starken, tapfern Mann bezeichnen.

⁷⁴ Vergl. *Sachs, bad. Gesch. I, 525.*

das Volk den neuen Stein hieß⁷⁵. Ungeachtet aber dieselbe nur in zwei Aesten bestand, war sie dennoch schon 1350 bis auf den Großmaier Heinrich zusammengeschmolzen, welcher seine einzige Tochter eben jenem Hürus zum Weibe gab, wodurch die steinische Erbschaft an das Geschlecht von Schönau fiel. [144]

Der Sohn dieser Ehe, Herr Rudolf von Schönau, Ritter, erschien sofort als „der Hürus vom Steine“ und wurde der Stammvater des gegenwärtig bei uns blühenden Adels seines Namens. Er war ein umsichtiger und thätiger Mann, welcher seinen Vortheil überall zu finden verstand. So erwarb er vom Hause Oesterreich pfandweise die Grafschaft Hauenstein und die Herrschaft Werrach, so vom Hause Hachberg das Lehen des Dorfes Niederdossenbach, wie von anderer Seite noch Anderes, und durch seine drei Ehen mit Agnes von Landenberg, Ursula von Ramstein und Anna von Klingenberg mag ihm auch Etwas geworden sein⁷⁶. Das steinische Erbe bestand aber in dem säckingischen Großmaierthume dies- und jenseits des Rheines, in den Burgen zum alten und neuen Steine mit ihren Zubehören und in der Veste Schwerstätten mit der anhangenden kleinen Herrschaft.

Demnach vereinigte Rudolf von Schönau theils als Eigenthum, theils als Lehen oder Pfandschaft ein ganz ansehnliches Gebiet am schwarzwäldischen Oberrheine, wodurch er in dasigen Landen eine einflußreiche Stellung gewann, welche mit seiner Geltung am österreichischen Hofe höchst vortheilhaft zusammenhing. Ritter Rudolf war Harnischmeister des Herzogs und begleitete denselben in den Krieg gegen die Eidgenossen mit noch drei Gliedern seines Geschlechtes. Alle vier — Vater, Sohn und Vettern, fanden bei ihrem Fürsten und Herrn auf dem Schlachtfelde von Sempach den Tod der Tapfern⁷⁷.

Lange Zeit hausten die Nachkommen Rudolfs unbeirret auf dem freundlichen Schlosse zu Schwerstätten und das Geschlecht mehrte sich waidlich. Da führte um 1570 die von Oesterreich versuchte Ablösung der Pfandschaft Werrach einen schweren Rechtsstreit über die schwerstättischen Eigenthumsrechte der Familie herbei, während dessen ihr Fortpflanzer, Herr Eiteleck von Schönau, [145] mit Tode abgieng. Um nun den verwickelten Rechtsgang abzuschneiden und mit der Landesherrschaft in Frieden zu leben, verzichteten die Brüder des Verstorbenen, Hans Rudolf (österreichischer Rath und Obervogt zu Pfirt) und Hans Caspar, da sie keine Nachkommenschaft hatten, zu Gunsten ihrer fünf Neffen auf alle Ansprache an die Herrschaft Schwerstätten und gaben sie

⁷⁵ Ebendasselbst, S. 522. Eine Urkunde von 1283 beginnt: *Rudolfus et Henricus fratres dicti von dem Staine, milites*, und schließt: *Actum in castro nostro ze dem Nüwenstaine*.

⁷⁶ Zeitschrift für Gesch. d. Oberrh. VI. 371.

⁷⁷ J. v. Müller, Schweiz. Gesch. Ich habe ein altes Manuscript vor mir, worin die vier Gefallenen von Schönau neben einander knieend und betend, in ihren Rüstungen, mit dem Familienwappen abgebildet sind.

unter der Bedingniß an das Erzhaus auf, daß dasselbe die Jungen von Schönau mannlehensweise damit belehne.

Dieser Verzicht geschah 1608, und im Sommer 1626 wurden die fünf Söhne weiland Herrn Eitelecks von Erzherzog Leopold mit dem Schlosse und den Schloßgütern, mit mittlerer und niederer Gerichtsbarkeit, mit Waldrechten, Jagden und Fischenzen zu Schwerstätten, und verschiedenen Einkünften zu Hollwangen, Oeflingen und Walbach wirklich belehnt. Und seither besitzt die Familie dieses Lehen, welches 1805 mit dem Breisgau an das badische Haus gefallen⁷⁸.

Säckingen.

Mit dem Bahnzuge von Schwerstätten nach Säckingen berührt man den Weiler Brennet, wo eine Haltstelle ist, weil daselbst die Straßen von Schopfheim und aus dem Werrachthale in die Ebene treten. Die Lage und der Charakter dieser Oertlichkeit lassen es schon ahnen, was die dahinter gelegene Berggegend dem Wanderer für Genüsse verspricht. Mit sehnsüchtigen Blicken nach der Tiefe des romantischen Thaleinganges fuhr ich weiter, da mir's leider unthunlich war, das lange nicht mehr gesehene Wehr⁷⁹ wieder zu besuchen und einen Abstecher auf der neuen Werrachstraße zu machen. [146]

Wir langten endlich im Bahnhofe von Säckingen an. Mit dem angenehmen Gefühle, durch das Wunder des Dampfes so bequem einen Ort erreicht zu haben, welchen ich bisher immer nur als ermüdeten Fußwanderer betreten, eilte ich nach dem — Knopfe, wo es eben zur Mittagstafel gieng. An der Seite eines altbewährten Freundes that ich mir gütlich da, besuchte hierauf noch einen andern mir befreundeten Mann, bei dessen Sohn' ich eine interessante kleine Münzen- und Sigelsammlung fand, und verschlenderte den Rest des Nachmittags in den Umgebungen der Stadt.

Dem Fremden, welcher nach Säckingen kommt, fallen drei Dinge zunächst in's Auge: das Münster, die Rheinbrücke und das schönauische Schloßgut. Ersteres ist ein ziemlich großer Bau, zeigt aber von Außen den plumpsten Zopfstyl⁸⁰ und im Innern eine erdrückende Ueberladung. Ich habe es niemals sehen können, ohne mich an den rohen Verhältnissen des unteren Theiles und an dem grünen Anstriche der beiden Thürme zu ärgern. Wie unendlich muß man im Angesichte dieses Werkes einer künstlerisch verkommenen Zeit den Untergang des früheren Münsters bedauern! Dasselbe war seit 1343 neu aufgeführt wor-

⁷⁸ Lehenacten über Schwerstätten von 1608 bis 1793.

⁷⁹ Der deutsche Lieblingsbuchstabe hat sich auch in diesen Namen eingedrängt, wo er gerade am wenigsten hingehört; denn der Ort heißt urkundlich *Werra* oder *Werrach*, wie das Wasser, woran er ligt. Wenn sich aber das erste r in ein h verwandelt, so wird der Namen quantitativ in sein Gegentheil verkehrt.

⁸⁰ Die alte Stiftskirche war 1751 abgebrannt und die neue bis 1764 vollendet worden — ein Tempel, wie man damals rühmte, welcher „jedem prächtigsten Gebäude noch Trotz bietet“.

den und gehörte nach einer Zeichnung von 1625 zu den schönsten Kirchen altdeutscher Bauart⁸¹.

Ueber die alte, aber immerhin stattliche Rheinbrücke machte ich mit meinem Freunde einen Gang nach Stein. Es hat etwas eben so Erhebendes als Angenehmes, von einem solchen auf sichern Steinpfählern ruhenden Werke herab den majestätischen Lauf des Vaters Rhein zu betrachten.

Auf dem hohen Ufer von Stein hat man eine herrliche Aussicht über die benachbarte Rheingegend, deren Schoß in malerischer Lage das Städtlein des heiligen Fridolin schmückt. Die ^[147] zusammengedrängten Häusergruppen, das Münster, das alte Stiftshaus, die zwei alten Festungsthürme, die Brücke und das Schlößlein in seiner grünen Au, umzogen vom Rheine und einer reichen Thal- und Berglandschaft, geben ein ungemein liebliches Bild.

Auf dem Rückwege kehrten wir im Schlößlein an, wo jetzt eine Bierbrauerei besteht. Das ehemalige Haus der Herren von Schönau sieht in seinem burgartigen Style von ferne bedeutender aus, als man dasselbe in der Nähe findet; denn es ist ziemlich beschränkt und stammt nur aus dem vorigen Jahrhundert her. Seine freie Umgebung aber von Wiesen und Gärten, welche bis unmittelbar an den Rhein reichen, gewährt einen höchst angenehmen Aufenthalt.

In etwas erhöhter Lage der alten Stadtmauer entlang läuft vom Diebsthürme bis zur ehemaligen Schloßkapelle ein schattiger Baumgang mit den Wirthschaftsräumen. Hier nun hat man eine köstliche Aussicht auf den Rhein und an das schweizerische Ufer, welcher sich der Naturfreund von einem der verschiedenen Sitze aus in behaglichster Weise überlassen kann. Das Geräusch' der Stromeswellen und das Säuseln der Uferwinde in den Wipfeln der Bäume wiegen die Seele in ein ruhiges, süßes Träumen, woraus sie zuweilen durch einen kühnen Schwimmer geweckt wird, welcher auf etlichen schräg über einander gelegten Balken die muntere Wasserstraße dahinzieht.

Säckingen hatte, so lange es der Ausgangspunkt unserer oberländischen Eisenbahn war, an Belebtheit sehr zugenommen; seitdem die Bahn aber bis Waldshut reicht, ist dieser Gewinn auf die freundlichere Schwesterstadt übergegangen. Indessen bleibt die Straßenverbindung mit der Schweiz über Stein immer noch eine Quelle belebteren Verkehrs, und da die Säckinger ein lustiges Völklein bilden, welches viele Kenner und Freunde der Musik unter sich zählt, so ist ganz angenehm bei ihnen zu leben.

Mit Vergnügen erinnere ich mich immer meiner früheren Besuche des freundlichen Städtleins, namentlich aber desjenigen aus dem reichen Apfeljahre 1847. Es war auf meinem Rückwege von Thiengen und

⁸¹ Merian in seiner schwäbischen Topographie gibt eine Abbildung desselben, wie es mit seinem zierlichen Thurmpaare aus dem Schoße des rheinumflossenen Städtleins sich erhob.

Waldshut, wo man einen Theil des schönen Leopoldstages in geselliger Freude gefeiert. [148]

Ich hatte das muntere Waldshut nach Tische verlassen, um den Abend in Albbruck zu verbringen. Es wäre mir aber schwer gefallen, diesen kurzen Weg zu machen ohne Einkehr im unteren Wirthshause zu Togern, wo ich ehemals so manches vergnügte Stündlein vom Baume des Lebens gepflückt. Es ist ein geschichtlich merkwürdiges Haus; im oberen Stocke hängen die Bildniße der ehemaligen Einungsmeister Tröndlin und Ebner in der alten ächten Hauensteiner Tracht. Lucian Reich hat uns mit einer schönen Novelle über die Familien dieser vielverdienten Männer beschenkt⁸².

Zu Albbruck noch zeitlich angekommen, machte ich etliche Besuche — unter lebhaft erwachten Erinnerungen an die seltene Gastfreundschaft, welche ich einstmals in einer großen Jugendbedrängniß auf dem schönen Hüttenwerke gefunden. Der Abend aber, bis tief in die Nacht hinein, wurde mit alten Bekannten, zu Ehren des fürstlichen Tages und unseres Wiedersehens, nach guthauensteinischer Weise unter Gesang und Geplauder „fröhlich vertrunken“.

Von Albbruck wanderte ich des andern Mittags mit einem Bekannten, welcher das Ziel seiner Begleitung immer weiter hinausschob, bis nach Murg, wo wir einkehrten und bei einer Flasche guten Landweines unsere Herzen erst recht gegen einander ergossen. Der Himmel lachte so heiter und die Apfelbäume am Wege hin, welche unter der Last ihrer Früchte beinahe zusammenbrachen, hatten uns mit dem Gefühle eines gesegneten Jahres so freudig erfüllt!

Noch eine Strecke über Murg hinaus begleitete mich der gute Mann in seiner Anhänglichkeit; dann zog ich allein dahin, sonderbar gestimmt und von wechselnden Erinnerungen umspielt. Es gieng schon gegen Abend — die Landschaft wurde still und athmete den geheimnißvollen Geist ruhig waltender Natur. Da erblickte ich durch die Dämmerung das dunkle Thurmpaar von St. Fridolins Kirche und die Rauchsäulen von Säckingen. [149]

Ich verdoppelte meine Schritte, bis die Stadt erreicht war, an deren Eingang ein lustiger Zufall mich in die Wohnung eines werthen Bekannten brachte, wo ich nur ein Wirthshaus gesucht. Und wie steigerte sich die Freude, als noch ein zweiter Freund mich hier begrüßte — einer aus der Zeit meines früheren Albbrucker Aufenthalts!

Es konnte nichts helfen, so dringend ich des Morgens auch weiter verlangte — ich mußte ein Familienfest mitfeiern, den Geburtstag der Mutter meines Gastherrn. Um mir aber die Zeit bis zur Mittagstafel verkürzen zu helfen, führte mich der andere Freund auf die benachbarte Höhe der Steige nach dem Eckberge, wo man das Städtlein bequem überschaut, wie es in seiner mittelalterlichen Gestalt gar traulich daligt

⁸² In seinen Wanderblüthen (Karlsruhe, 1855) S. 61.

— ein freundliches, durch den Hintergrund der Frickthaler Berge gehobenes Landschaftsbild.

Von der Hochsteige wanderten wir hinüber zum Eisenwerke und von da hinauf zum — See! In der That, auf einem Vorgebirge von 1280 Fuß voll Höhe, zwischen vier waldbedeckten Felsenhügeln, eingeschlossen wie in einem Naturheiligthume, ruht der schönste kleine Bergsee, ein ziemlich rundes, von Steinblöcken, Gesträuchen, Tannen und Buchen höchst pittoresk bekränzttes Becken.

Als ich eintrat in diesen verborgenen Naturtempel, ergriff mich's wie ein heiliger Schauer und mein erster Gedanke war: „Gewiß haben hier —neben dem alten Heidenwure, in den Tagen, als St. Fridolin an den Rhein kam, die Leute der Nachbarschaft ihren Gott verehrt“. Denn damals waren die Säckinger noch eben so eifrige Wodansdiener, als sie heute Katholiken (ich meine nicht alle!) sind; und wie geschaffen zur Erweckung stiller, erhabener Betrachtung ist diese Oertlichkeit.

Seit ich aber den Säckinger Bergsee gesehen (Dank dem Freunde, welcher mich mit diesem interessanten Stücke hauensteinischer Landschaft bekannt gemacht), hat ein junger Dichter⁸³ [150] denselben auch kennen gelernt, sich daran erbaut und in Folgendem ihn anmuthigst besungen.

Steil bergan zog sich die Straße,
Und des Tannenwaldes Dunkel
Nahm den Wand'rer auf, doch plötzlich
Glänzte durch die braunen Stamme
Silbern hell' die Fluht des Bergsee's.

Grüner Bergsee, Tannendunkel,
Seid mir tausendmal begrüßet!
Jetzt noch, in späten Tagen,
Freue ich mich eures Bildes;
Denn ihr habt mich oft erquicket,
Wenn, entfliehend aus des Städtleins
Kleinem Kram und engem Markte,
Mich der Schritt zu euch hinaustrug.

Oftmals saß ich auf dem Steinblock,
Den der Tanne Schlangenzurzel
Fest umklammert. Zu den Füßen
Wogt' der See in leiser Strömung,
Waldesschatten deckt' die Ufer,
Doch inmitten tanzten flimmernd

⁸³ Scheffel in seiner Erstlingsarbeit: „Der Trompeter von Säckingen“, S. 117. Wir freuen uns des entschiedenen Beifalls, welchen dieses Gedicht im Kreise unserer Freunde und Bekannten überall gefunden.

Auf und ab die Sonnenstrahlen.
 Heil'ge, große Stille ringsum,
 Nur der Waldspecht pickte einsam
 Hämmernd an die Tannenrinden,
 Durch das Moos und dürre Blätter
 Raschelte die grüne Eidechs
 Und erhob das kluge Aeuglein,
 Fragend nach dem fremden Träumer.

Ja, ich habe dort geträumet!
 Oft noch, wenn die Nacht herabstieg,
 Saß ich dort. Es zog ein Rauschen
 Durch den Schilf, die Wasserlilien
 Hört' ich leis zusammen flüstern,
 Und es tauchten aus dem Grunde
 Seejungfrau'n, das blasse, schöne
 Antlitz glänzt' im Mondenscheine.
 Herzerschütternd, sinnverwirrend
 Schwebte auf der Fluht ihr Reigen, ^[151]

Und sie winkten mir hinüber;
 Doch, der Tannbaum hielt und warnt' mich:
 „Festgeblieben auf dem Erdreich,
 Hast im Wasser nichts zu schaffen“.

Grüner Bergsee, Tannendunkel,
 Schier wehmüthig denk' ich Eurer.
 Bin seitdem, ein flücht'ger Wand'rer,
 Ueber manchen Berg gestiegen
 Und durch manches Land marschieret;
 Sah' des Meeres endlos Fluhten,
 Hörte die Sirenen singen —
 Doch, noch oft durch die Erinner'ng
 Zieht ein Rauschen, wie vom Bergsee,
 Wie von Tannenwipfeln, wie von
 Heimath, Liebe, Jugendträumen!

Vom See zurückgekehrt, begaben wir uns in bester Stimmung zur Tafel und fanden da neben den Familiengliedern etliche Geistliche aus der benachbarten Schweiz. Bald verwandelte sich die anfängliche Gemessenheit der Gesellschaft in eine trauliche Unterhaltung, welche endlich so munter wurde, daß ich und die Schweizer wetteifernd einige Volkslieder sangen.

Bei diesem improvisirten Wettgesange zeigte sich ein stattlicher, sonst sehr ernster Benedictiner von Maria-Stein besonders vergnügt.

Es war mir äußerst wohl neben dem Manne, der so jovial der geselligen Freude huldigen konnte, ohne seiner Würde im geringsten was zu vergeben. Wir tauschten gegenseitig unsere Gesinnungen aus, erfreuten uns an mancher gemeinschaftlichen Ansicht über Leben, Kirche und Staat, und schieden in herzlicher Freundschaft von einander.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, ligt ein alter Pergamentband in dicken Holzdeckeln vor mir. Seine bescheidenen Folioblätter zeigen auf jeglicher Seite zwei Kolumnen von großer, markig schöner Schrift, deren Züge das Ende des 12ten Jahrhunderts verrathen. Der ehrwürdige, sichtbar schon vielgelesene Kodex enthält die Lebensbeschreibungen des heiligen Hilarius ^[152] und seines frommen Verehrers Fridolin. Das Leben des letztern verfaßte zur Zeit König Otto's **III** ein säckingischer Höriger Namens Balther und widmete es dem sanctgallischen Gelehrten Notger mit der großen Lippe. Er hatte auf seinen Wanderungen als fahrender Schüler zu Eller (Hellera) an der Mosel eine ältere Legende seines Ortsheiligen gefunden, und schrieb dieselbe, da sie zu Säckingen während der hungarischen Einfälle verloren gegangen, aus dem Gedächtniße nach. Da nun jenes lothringische Exemplar gleichfalls verschwand, so ist Balthers Arbeit das einzige Schriftdenkmal über den ersten irischen Apostel, welcher an den Rhein gekommen⁸⁴.

Ich hatte mir in dem Bande die Seite bezeichnet, wo das Säckinger Eiland beschrieben wird, wie es der Heilige bei seiner Ankunft getroffen. „Hierauf hat er“, lautet dieselbe, „den waldigen Ort geschwändet und vom Dornengestrüppe gereiniget“ — ***cum nemorsam insulam, radicitus abscissa arboreae densitatis sylva, nec non spinarum inepta spissitudine deposita, ad planitiem redigeret***, wie die Urschrift in damaligem Style sagt.

Kann einem die Verschiedenheit der Zeiten wohl überraschender vor die Seele treten? Ein Lehrer des Evangeliums gelangt von Irland aus „nach unzähligen Beschwerden einer langen Wanderung“ endlich an den Rheinstrom und findet das ersehnte Reiseziel auf einem unbewohnten Eilande — und seine Landsleute machen jetzt denselben Weg in wenigen Tagen, ohne einen Schuh zu bestauben, treffen an der Stelle jener Dornen-Insel ein freundliches Städtlein von blühenden Gärten umkränzt, und haben ihre glückliche Ankunft während ein Paar Stunden schon zurück in die Heimath gemeldet!

Das sind die Wunder der Neuzeit — wie könnte aus der alten auch nur Etwas mit ihnen zu vergleichen sein! So ruft der Freund unserer Gegenwart triumphierend aus; der Geschichtsfreund aber täuscht sich nicht darüber, indem er wohl ^[153] weißt, daß ein jegliches Zeitalter seine eigenen Wunder hatte, welche ihm kein anderes nachgethan.

⁸⁴ Diese *Vita S. Fridolini* ist abgedruckt bei den Bolandisten, kritisch genauer aber bei Mone, Quellensamml. zur bad. Gesch. I, 4 bis 17.

Der Apostel unserer Vorältern am Oberrheine tritt ohne Landkarte, ohne Reisebuch, ohne Führer, mit wenigen Gesellen seine Wanderung an — nach Ländern, welche er mit Wäldern bedeckt und von heidnischen Barbaren bewohnt wußte. Es verlaufen viele Jahre, bis Fridolin die Insel seines Traumes findet, und während dieser ganzen Zeit, unter allen tausend Beschwerden und Hindernissen der Reise, predigt er mit unablässigem Eifer die Lehren des Evangeliums; erhebt zu Poitiers die Grabkirche des heiligen Hilarius wieder aus ihrem Schutte und gründet das dortige Kloster; erwirbt sich die Gunst des siegreichen Frankenkönigs und gewinnt dem Christenthume durch sein Erscheinen viele heidnischen Großen am Hofe; erbaut in Lothringen das Gotteshaus Eller, in den Vogesen die Kirche zu Neuweiler, am Rhein eine zu Straßburg, in Rhätien eine zu Kur und zu Glarus; hinterläßt überall ein dankbares, hochgeehrtes Andenken, und erreicht endlich mit den Reliquien seines Vorbildes, die er allezeit in einer Kapsel am Halse getragen, die Insel bei Sanctio; hier aber stiftet er unter den schwierigsten Umständen und drohendsten Gefahren ein Doppelkloster, verschafft demselben zahlreiche Wohlthäter und stirbt als Schutzheiliger des Ortes und der Gegend auf weithin.

War dieser Lebenslauf nicht auch ein Wunder? Gestehet es nur, ihr Lobredner der Neuzeit — keiner von Euch, bei all' euern Mitteln an Geld und Mechanik, würde unter ähnlichen Verhältnissen eine solche Lebens- that vollbringen.

Die Neuzeit hat ihre Rechte; aber was wird zuletzt aus ihr werden, wenn aller wahre Menschenwerth, alle ächte Manneskraft in ihren Geldern und Maschinen aufgeht? Mit unbegreiflicher Verblendung stehen sie da — die Weisen der Gegenwart und bewundern den Schwindel, welcher die Gesellschaft täglich mehr ergreift. Das Kolossale des Ungeheuers läßt sie die schwächlichen Füße nicht bemerken, worauf es fortschreitet, um früher oder später in einem großen Bankerutte jämmerlich zusammenzubrechen. ^[154]

Fridolin war, wie gesagt, der erste jener Glaubensboten, welche vom 5ten Jahrhunderte an bis zum 9ten und noch länger aus Irland und Britannien nach Deutschland gekommen, um das Evangelium daselbst zu predigen. Denn dort, auf den altberühmten Zinn-Inseln, hatte es seit den Römerzeiten viele Christen gegeben, welche sich im Stillen freudig vermehrten, und endlich 431 vom römischen Stuhle in dem heiligen Patricius einen Bischof erhielten. Durch die großartige Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes⁸⁵ wurde die irische Kirche fest

⁸⁵ Er war um's Jahr 387 geboren und von schottischen Seeräubern nach Irland an einen Häuptling verkauft worden. Von da kam er nach Gallien, bildete sich dort wissenschaftlich aus und kehrte als Missionär auf die Insel zurück, nachdem er in Rom die Weisung des Papstes dazu erhalten und zum Bischofe geweiht worden. Patric landete 432 in Erin, als Nachfolger des Bischofs Palladius, welcher das Jahr zuvor den dortigen Heiden entflohen war. Er starb 465 mit dem Ruhme, die Christianisierung der Insel vollendet und die irische Kirche gegründet zu haben.

begründet und so zu sagen das Mutterhaus für die christliche Mission nach dem Kontinente.

Es entstanden in Irland, welches von den Stürmen der Völkerwanderung ziemlich verschont blieb, zahlreiche Klöster und Schulen, wo neben der einheimischen Jugend viele Jünglinge des Auslandes ihre gelehrte und christliche Bildung holten. Unter jener aber befand sich auch unser Fridolin, welcher sich — obwohl der Sohn angesehenen und reicher Aeltern, voll schwärmerischer Begeisterung der mühe- und gefahrvollen Laufbahn des Missionswerkes widmete. Er begab sich zuerst nach Gallien, wo unter den Franken, welche damals die Herren des Landes geworden, noch viele — trotz dem Beispiele ihres siegreichen Königes, den alten Götzendienst nicht verlassen wollten. Von da aber lockte ihn wahrscheinlich Klodwigs Bemeisterung der Alemannen nach Deutschland, dessen Völker tief in der Finsterniß des Wodandienstes lagen.

Fridolin kam nach dem Tode des Klodwig, unter dessen Sohne und Nachfolger Theuderich **I**, an den Oberrhein und gründete um's Jahr 540 das Gotteshaus auf der Säckinger Insel, ^[155] welchem er, neben mancherlei kleineren Schenkungen, von einem helvetischen Dynasten das Thal Glarus erwarb. Er stiftete es als eine Doppelanstalt, als ein Mönchs- und Nonnenkloster, weil die weibliche Wirksamkeit für die Christenpflege unter den rauhen, leidenschaftlichen Alemannen so nöthig und erfolgreich war, wie die männliche. Aber das Frauenstift überwog das andere bald so völlig, daß fortan beinahe nur von ihm die Rede ist.

Die erste Vorsteherin der säckingischen Nonnen war ohne Zweifel die Tochter des ersten Wohlthäters Walther gewesen, unter deren Regiment der heilige Fridolin zu Grabe gegangen. Von ihren Nachwieserinnen aber kennt man keine mehr bis auf Berchta, die Schwester Karls des Dicken, welche 877 als Aebtissin zu Säckingen verstarb, worauf Richardis, des Kaisers eigene Gemahlin, dem Gotteshause bis 893 vorstand.

Wir schließen von dem Range dieser Vorsteherinnen billig auf eine hohe Blüthe des Stiftes, welcher die Einfälle der Hungarn nur vorübergehenden Abbruch gethan. Was in der Folge, unter meist unbekanntem Aebtissinnen, für das geistliche und weltliche Wohl desselben geschah, namentlich seit 1173, wo das Haus Habsburg sein Schirmherr und Kastenvogt geworden, erscheint sehr zweideutig und zweifelhaft.

Auch die Anfänge des Ortes Säckingen, welcher allmählig um die Stiftsgebäude herangewachsen und sich sofort zu einem *oppidum* oder Städtlein ausgebildet, liegen völlig im Dunkeln⁸⁶. Erst unter der

⁸⁶ Eine aus den Urkunden und Akten gezogene gedrängte Geschichte der Stadt und Bürgerschaft Säckingen wird als selbstständige Arbeit in der Badenia erscheinen. Die übersichtliche Geschichte des Säckinger Frauenstiftes aber gebe ich hier nach dem urkundlichen Werke, welches die Aebtissin Maria Anna auf eine höchst lobenswürdige Weise durch den rheinischen Pater van der Meer hatte bearbeiten lassen. Dasselbe war 1790 bereits ausgearbeitet und zum Drucke bestimmt, blieb aber durch die verhängnißvollen Zeitereignisse liegen. Decan Schaubinger hat es umgearbeitet und 1852 (bei Benziger in Einsiedeln) her-

Aebtissin Anna von Pfirt beginnt die ^[156] bekanntere Geschichte der Stadt und des Gotteshauses — leider jedoch mit dem schmerzlichsten Unglücksschlage, welcher es treffen konnte. Ich meine die Brunnst von 1272, worin das ganze Stiftsgebäude sammt der Kirche in Schutt und Asche gesunken, alle Gerätschaften, alle Kunstschatze und sämmtliche Urkunden zu Grunde gegangen.

Die nächstfolgende Aebtissin, unter welcher die Wiederherstellung des Stiftes geschah, war Anna von Wessenberg, deren Tugend und Tüchtigkeit nicht gering müßen gewesen sein, da sie auch von Romir-mont und Maßmünster zur Vorsteherin gewählt worden. Sie hinterließ 1306 ihrer Nachwieserin Elsbeth von Bußmang das Gotteshaus in solchem Ansehen, daß dasselbe durch König Albrecht **I** urkundlich in den reichsfürstlichen Stand erhoben ward.

Die neue Aebtissin und erste Fürstin errichtete ein stattliches Hofgebäude (den spätern „alten Hof“), begabte den Altar des heiligen Fridolin mit 40 Marken Silbers und sorgte so für die Würde des Gottesdienstes, daß der Zulauf von Wallfahrern alljährlich stärker wurde. Vielleicht zu keiner Zeit war der Glanz des Damenstiftes größer, als eben im Beginne des 14ten Jahrhunderts.

Daher hatte sich auch der Zudrang adeliger Töchter nach Säckingen sehr vermehrt, und da jede Stiftsdame ihre eigene Haushaltung führte, so wollte das Einkommen zu einer standesgemäßen Lebensweise bald nicht mehr hinreichen. Man mußte 1320 die Verordnung machen, daß die Zahl der Damen nie über 25 steigen solle. Es half aber wenig, indem ein üppiges Leben, innerlicher Hader, Wahlstreitigkeiten und andere Uebel einrissen, deren Folge eine große Schuldenlast war, wozu noch kam, daß 1334 abermals ein Brand ausbrach, welcher das neue Münster und etliche Stiftsgebäude in Trümmer und Asche begrub. ^[157]

Dieses Unglück traf das Stift unter der Fürstäbtissin Agnes von Brandis, welche 1343 den Wiederaufbau des Münsters begann. Man steuerte zu dem frommen Werke von verschiedenen Seiten freigebig bei und es gewann der heilige Bau, ungeachtet der unruhigen Zeitläufe in Folge des Krieges zwischen dem Erzhause und der schweizerischen Eidgenößenschaft, einen so glücklichen Fortgang, daß er 1360 schon konnte eingeweiht werden. Es geschah unter der würdigen Aebtissin Margaretha von Grünenberg, welche Vieles erlebte und wirkte, und ihrer Nachfolgerin Claranna von Hohenklingen 1380 das Stift in ziemlich geordneten Verhältnissen hinterließ.

ausgegeben. Es wäre indessen verdienstlicher gewesen, er hätte das Werk (etwa bloß mit Verbesserung der veralteten Wortschreibung) geradezu abdrucken lassen. Denn der Verfasser war ein Historiker von Beruf, der mit gewohnter Gründlichkeit eine Arbeit lieferte, deren Anlage, Eintheilung und diplomatischer Styl mehr werth sind, als die verschönernde Umarbeitung durch eine moderne Feder.

Jener Krieg aber gestattete demselben kein rechtes Gedeihen, indem er ihm nicht allein eine Reihe von Irrungen und Opfern verursachte, sondern es auch mit dem Verluste der stiftischen Hauptbesitzung, des Landes Glarus, wiederholt bedrohte. Es bedurfte der ganzen Klugheit und Thatkraft der Fürstin Agnes von Sulz, welche das Gotteshaus über ein halbes Jahrhundert lang verwaltete, wenn dasselbe in den schweren Zeiten von 1432 bis 1484 nicht völlig zerfallen sollte.

Als nach dem Hinscheiden dieser hochbelobten Frau die abtissische Würde an Elsbeth von Falkenstein gedieh, bestand das Kapitel aus 7 Stiftsdamen von adeligem und 4 Chorherren von bürgerlichem Geblüte, welche ein gemächliches Leben führten und dem Gottesdienste nicht allzustrenge oblagen, während die neue Vorsteherin in Entrichtung der Präbenden fahrlässig oder habsüchtig verfuhr. Es kam zu Mißstimmungen, Klagen und Streitigkeiten; der Handel gelangte vor den Bischof, den Papst und den Kaiser. Da stiftete Max **I** insoferne Frieden, als er die Aebtissin veranlaßte, von ihrem Prozesse in Rom abzustehen, und den Bischof bewog, die mit dem geistlichen Bann belegte Frau von demselben wieder zu befreien und ihr in allen ihren Angelegenheiten behilflich zu sein.

Die Versöhnung im Stifte selber „zwischen dem Frauenzimmer“, erzählt der gute Vandermeer, sei aber so wenig ächt und dauerhaft gewesen, daß man die Aebtissin endlich 1508 habe bewegen müssen, zu Gunsten ihrer Schwester Anna abzudanken. ^[158] Unter dieser drohte dem Stifte durch den Bauernkrieg die größte Gefahr. Denn die Schwarzwälder Bauern waren sehr aufgebracht gegen dasselbe und würden es, gleich der Abtei St. Blasien, sicherlich geplündert und verwüstet haben, wenn die Bürger von Säckingen und Laufenburg sich desselben nicht durch bewaffnete Besetzung angenommen.

War nun aber das säckingische Damenstift der Gefahr des Bauernkrieges glücklich entronnen, so brachte ihm die Kirchentrennung einen um so bittereren Schlag bei. Frau Anna's unmittelbare Nachweseerin, die fromme und beliebte Kunegund von Geroldseck, fiel 1543 der herrschenden Pest zum Opfer, worauf Magdalena von Hausen die Abtei erhielt, welche anfangs vom Papste darüber besonders gelobt wurde, „daß sie mit ihrem Stifte, wie es wahren Christen zustehe, standhaft beim katholischen Glauben verharre“, diesem Lobe aber nachmals geradezu in's Gesicht schlug.

Schon seit 1524 war Magdalena mit ihrer Nebenschwester von Freiberg heimlich eine Anhängerin der lutherischen Lehre gewesen und hatte die Schriften des kühnen Reformators, welche sie von Rheinfelden und andern Orten bezog, immer eifrig gelesen. Den Mittelsmann hiebei machte der Helfer Thoman Leimer zu Schopfheim, mit welchem das beirrte Weib noch als Aebtissin in einem solchen Verhältnisse stand, daß das Gerede gieng, sie wolle ihn heirathen. Und wirklich beredete er die Schwache, sie könne sich ohne Hindernisse mit ihm verehelichen,

worauf dieselbe in der Blindheit ihrer Leidenschaft dem Geliebten nacheilte, als er die Flucht ergriff.

Die flüchtige Fürstäbtissin wurde aber eingefangen und auf Befehl des Kaisers in's Gefängniß gesetzt. Die Verwandten mit dem benachbarten Adel brachten es indeß dahin, daß man sie unter folgenden Bedingungen wieder frei gab. Sie hatte auf die abtissische Würde zu verzichten, eine anständige Aufführung und bei ihrer genauen Kenntniß der stiftischen Sachen die bereitwillige Ertheilung jeder nöthigen Auskunft zu versprechen; dagegen erhielt sie die Pfründe einer Chorfrau und durfte in einem Häuslein des Klosters wohnen. [159]

Gegen zehn Jahre lang hielt Magdalena diese beschränkte Lebensart mit großer Selbstbeherrschung aus und besuchte das Münster beim Chorgebete „zu Jedermanns nicht geringer Erbauung“. Alte Liebe aber rostet nicht. Als der verunglückten Fürstin 1558 eine Badefahrt verwilligt wurde, floh sie nach Basel, heirathete dort ihren getreuen Freund und verscholl mit ihm in der Fremde⁸⁷.

Auf die Stiftsfrauen scheint das romantische Beispiel einer sonst so tüchtigen Vorsteherin sehr verführerisch gewirkt zu haben; denn als sich's um die Wahl einer Nachfolgerin handelte, mußten die drei Chorherren dieselbe allein vornehmen, weil keine einzige Dame mehr vorhanden war! Und obschon diese Wahl auf eine vortreffliche Frau fiel — auf die Schwester des hochangesehenen kaiserlichen Rathes und Landvogts Melchior Heggenzer von Wasserstelz, welche sich alle Mühe gab, das Gotteshaus wieder in Aufnahme zu bringen, so gelang es doch nicht, auch nur eine stiftsmäßige Tochter herbeizulocken.

Dagegen verwaltete die „hochverständige Frau“ das zeitliche Geschäft des Stiftes so thätig und ersprießlich, daß man ihr den Namen der zweiten Stifterin beigelegt hat. Eigenhändig führte sie die Rechnungen, bereinigte mühesam mancherlei Mißverhältnis mit Nachbarn und Unterthanen, verbesserte das alte Stiftsgebäude und machte den Plan zu einem neuen. Agathe Heggenzer endigte ihr thätiges Leben 1571 und hinterließ der Nachfolgerin Maria von Sulzbach, welche als Kind in das Stift gekommen und inzwischen zur einzigen Dame desselben herangewachsen war, die Fortführung des begonnenen Werkes der Wiederherstellung von St. Fridolins uraltem Gotteshaus.

Die neue Fürstin eiferte dem Vorbilde Agathens löblichst nach. Es sammelte sich unter ihr und den nächstfolgenden Vorsteherinnen wieder ein ansehnliches Frauenkapitel, während auch der Gottesdienst ein regeres Leben gewann. Da aber stürzte der Schwedenkrieg das Stift in all' die Gefahren und Nöthen, welche er am Oberrheine über Land und Leute gebracht. [160]

Nachdem der Feind die Stadt Freiburg eingenommen, hielt man sich zu Säckingen nicht mehr für sicher. Die Fürstäbtissin Agnes von Greut versammelte ihr Kapitel, erhob den Sarg des heiligen Fridolin und begab

⁸⁷ Nach handschriftl. Notizen des sel. Archivraths Leichtlin.

sich mit ihnen unter den Schutz der Eidgenossenschaft. Die Schlacht bei Nördlingen brachte die Verscheuchten zwar wieder zurück; aber beim Anzüge des Herzogs von Weimar mußten sie abermals flüchten und irrten nun viele Jahre im Elende umher, bis die Verhandlungen von Münster ihnen die verheerte Heimath wieder eröffneten.

Nach etlichen und zwanzig Friedensjahren aber führten die Franzosenkriege alles wieder herbei, was der 30jährige über das Stift gebracht. Die damalige Fürstin Kleophe von Kastel, eine eben so kluge und standhafte, als fromme, leutselige und mildthätige Frau, mußte einen großen Theil ihrer Zeit auf der Flucht verbringen, und erlag bald nach der endlichen Heimkunft 1693 einer plötzlichen Krankheit.

Es würde den Leser ermüden, wenn ich das wenig Bemerkenswerthe aufzählen wollte, was sich unter den Nachweserinen dieser hart Geprüften mit dem Säckinger Frauenstifte ergab — bis auf die vorletzte Fürstabtissin Maria Anna von Hornstein, welche dasselbe von 1755 bis 1792 verwaltete. Nur eines harten Schlages aus der ganzen langen Zeitreihe muß ich erwähnen, welcher im Jahre 1751 das Stift betraf, indem bei Ausbesserung der Kirchenorgel durch Fahrlässigkeit ein heftiger Brand ausbrach, welcher das Münster mit seinen zwei Thürmen großentheils verzehrte.

Bei der Wahl der Fürstin Maria Anna waren sieben Stiftsdamen und ein Chorherr vorhanden, welche sich's mußten gefallen lassen, wenn die neue Vorsteherin den Begriff eines „weltlichen Stiftes“, wie er damals Mode geworden, wieder möglichst zu beschränken suchte. Allerdings hieß das Frauenstift zu Säckingen insoferne ein weltliches, als es sich durch seine freiere Verfassung von einem regulären Nonnenkloster unterschied. Aber die Säckingischen Stiftsdamen waren Canonissinen, waren zum ehelosen Leben verpflichtet und genossen geistliche Güter. ^[161]

Gleichwohl gerieth die Fürstabtissin durch die reformatorischen Schritte des Kaisers Josef **II** in die mißliche Lage, von ihrem bisherigen Bestreben das gerade Gegentheil ergreifen und ihr freireichsadeliges Stift für ein völlig weltliches erklären zu müßen. Sie ersuchte daher den Fürstbischof zu Mersburg um Aufhebung des (wie vielfach gebrochenen!) Gelübdes der Keuschheit und Beharrung im stiftischen Verbande, welches jede Stiftsdame bisher abzulegen gehabt.

Nach mancherlei heikeln Anständen gelang ihr endlich dieser kluge Plan, und unter'm 12ten Hornung 1783 erklärte Maximilian von Rot, daß jenes Versprechen kein wahres Gelübde sei⁸⁸, das säckingische Frauenstift also einen bloß weltlichen Charakter besitze. In Folge dieser Erklärung aber brachte es Maria Anna durch eine Reise nach Wien 1785 dahin, daß die schon beschlossene Umgestaltung ihres Stiftes widerrufen und dasselbe in seiner ererbten Verfassung und freien Verwaltung bestätigt wurde.

⁸⁸ Welch' boshafte Ironie des urkundlichen Ausdruckes!

So gieng diese Frau, indem sie auch das abgebrannte Münster wieder hergestellt, als dritte Stifterin zu Grabe, und so fristete sich St. Fridolins uraltes Gotteshaus noch ein leidliches Dasein, bis jener Sturm hereinbrach, welcher den altfränkischen Bau des deutschen Reiches niederwarf und die geistlichen und weltlichen Stifte unter dessen Trümmern begrub. Als auch das säckingische aufgehoben wurde, war Johanna Carolina von Oetingen daselbst Fürstabtissin, während die Frauen von Hornstein, von Reichenstein, von Ulm, Riedheim und Sirgenstein, von Andlau und Bodman ihr Kapitel bildeten.

Werfen wir einen überschauenden Blick auf das Säckinger Frauenstift, so erscheint uns dasselbe — ungeachtet seiner merkwürdigen Gründung und mehr als 1200jährigen Dauer, im Ganzen doch von sehr gewöhnlichem Werthe. Es hatte den Ruhm des ältesten Gotteshauses am ganzen Oberrheine; aber seine Entwicklung entsprach dem Namen seines Gründers und der glänzenden Blüthe seiner Anfänge nur wenig, indem es seit ^[162] dem 12ten Jahrhunderte nichts anderes mehr darstellte, als ein vornehmes Spital für fürstliche und adelige Töchter und eine Sinecure für jeweils ein paar geistliche Herren.

Die Besitzungen und Gerechtsamen des Stiftes waren anfänglich bedeutend gewesen. Es gehörten ihm das Land Glarus, die Herrschaft Laufenburg, die Stadt Säckingen und eine Reihe von Dinghöfen diesseits und jenseits des Rheines; aber ersteres gieng 1395 (durch Loskauf) an die Eidgenossenschaft verloren, die beiden andern wurden schon frühzeitig habsburgische Lehen, und auch die letzteren erlitten seit dem 15ten Jahrhundert eine mehrfache Schmälerung.

Die schlechte Wirthschaft der meisten Vorsteherinnen und so viel Unglück von Außen her erschöpften gar oft das geschmälerete Einkommen und führten drückende Schulden herbei. Das Haus Oesterreich, als Schirmherr des Stiftes, wußte dasselbe, wie andere Reichsstände seiner Nachbarschaft, vom Reiche zu trennen und jenen ihm verschafften Fürstentitel zum leeren Scheine zumachen, während auch der sittliche Ruf der Säckinger Stiftsfrauen mehrfach erschüttert ward.

Es geschah von jeher manches Zweideutige innerhalb der stiftischen Mauern, und hin und wieder fand eine verunglückte adelige Unschuld darin ihren Unterschlauf. Aus den letzten Zeiten aber erzählt man sich noch Mancherlei von üppigem und leichtfertigem Leben der Stiftsdamen, wobei das Säckinger Bad besonders eine Rolle gespielt.

Decken wir den Mantel billiger Nachsicht über diese Schwächen; denn welchem Rufe, welchem Schicksale verfallen heutzutage so viele bürgerliche und adelige Töchter — heutzutage, wo man mit so verächtlichem Lächeln, mit so moralisirender Indignation auf die mittelalterlichen Nonnenhäuser blickt!

Murg und Wielandingen.

Von Säckingen fuhr ich mit dem Postwagen nach Waldshut. Es war ein herrlicher Morgen, welcher mir diese Fahrt durch die freundliche Gegend zum reinsten Genuß gemacht hätte, ^[163] wenn das Menschenwesen nicht störend dazwischen gekommen wäre. Die Seele fühlte sich so froh gehoben, aber ein Blick in die Dörfer da und dort verstimmte sie durch mancherlei gar unfreundliche Bemerkungen.

Ich hätte so gerne allenthalben die Bevölkerung übereinstimmend mit ihrer schönen Heimath gesehen; die auffallende Art jedoch, wie da viele Wohnungen, Scheuern, Ställe und Hagwerke, selbst zunächst an der Landstraße vor aller Welt, vernachlässigt, zerfallen, mit Moos, Staub und Spinnengewebe überdeckt waren, gab mir einen schlechten Begriff von der wirthschaftlichen Reinlichkeit und Ordnung ihrer Besitzer.

Es ist aber nicht meine Absicht, den Leser mit solchen Schattenseiten hinzuhalten, sondern ihn mit den Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, welche die Natur und Geschichte dieser Gegend so reichlich darbietet.

Eine Stunde oberhalb Säckingen verliert sich der stattliche Eckberg⁸⁹ von seinen 2370 Fußern allmählig in ein zahmes Vorhügelgelände, welches bis an's Rheinufer reicht. Hier zunächst nun bemerkt man in einem kleinen Bergeinschnitte das graue Gemäuer der Burgtrümmer von Rheinsberg auf dem grünen Hintergrunde des „Frühholzes“, sodann aber beim Dorfe Murg den Eingang in die wilde Felsenschlucht der Hauensteiner Murg, wo die Ueberbleibsel der Veste Wielandingen unterhalb des gleichnamigen Dorfes ruhen.

Der Wanderer wird sich reichlich belohnt finden, wenn er den kleinen Abstecher von der Rheinstraße nach dieser Berggegend macht. Ein Nachbar derselben hat uns in wenigen Pinselstrichen ein getreues Bild von ihr gegeben⁹⁰, welches ich hier abcopiere. ^[164]

„Unsere Gegend besitzt eine Reihe höchst malerischer Punkte, denen nichts mangelt, als bekannter zu sein. Wir brauchen nur wenige Stunden zu gehen, um gleichsam eine Miniaturausgabe landschaftlicher Reize durchblättern zu können. Es sei uns gegönnt, dem Leser einige der merkwürdigsten dieser Oertlichkeiten aufzuzählen.“

„Biegt der Wanderer oberhalb Säckingen in das kleine Murgthal ein, so erblickt er nach einer Stunde Weges, ohngefähr zur Hälfte dieser Thalschlucht, auf einem vorspringenden Felsen, in grausiger Höhe, noch ansehnliche Burgtrümmer mit einem Thurme, welche unsere Fantasie in

⁸⁹ Sichtbar so benannt von seiner Gestalt und Lage, indem er mit seiner südlichen und westlichen Halde einen rechten Winkel, und so (gegen den Rhein und die Werrach) gleichsam den südwestlichen Eckstein der Hauensteiner Hochebene bildet. Ihm entspricht das eine starke Meile nördlich gelegene (3450' erreichende) Langheck, während beiden gegenüber, am Ursprunge der Murg, bei Hochscheuer, das Hocheck (von 2976') sich erhebt.

⁹⁰ In einem Artikel aus Säckingen in der Karlsruher Zeitung von 1857, Nr. 97.

die Tage des Römerreiches und der deutschen Ritterzeit zurück versetzt. Es ist das Schloß Wielandingen, beinahe nur von der Ostseite sichtbar und einst dem Feinde fast unzugänglich.“

„An der südlichen Seite, am Langbaue hin, stürzt sich ein Bach durch enge Felsen, über welchen früher eine Zugbrücke geführt haben muß, wenn man auf dem schmalen Wege zum Burgthore gelangen wollte. An der östlichen Mauer zieht sich's schauerlich in die Tiefe, wo vermuthlich ein geheimer Pfad in das Thal geleitete. Ueberall hier findet der Wanderer eine malerische Wildniß.“

„Eine halbe Stunde weiter oben, im „Elendthale“, befindet sich der Wielandinger Wasserfall. Auf dem Wege dahin gelangt der Wanderer zu einer Stelle, wo sein Auge durch den Anblick der ganzen Alpenkette, wie sie eine Fernsicht der herrlichsten Art begränzt, freudigst überrascht wird. Steigt er sodann von der freien Höhe über Felsen und Moosplätze in die Thalschlucht hinab, so vernimmt sein Ohr ein gewaltiges Zischen und Tosen, ohne daß das Auge dessen Ursache erkennt.“

„Erst wenige Schritte davon zeigt sich der wilde Bergbach, wie er zwischen 60 bis 70 Fuß hohen Felsenpfeilern senkrecht herabstürzt und in weißen Schaum zerfliegt. Sehr bezeichnend hat das Volk diesen Fall den Wielandinger Stralfelsen oder Stralbraus⁹¹ genannt. Der zerstäubte Bach sammelt sich in ^[165] einem Becken, wo man auf dem Felsblocke, welcher sich aus dessen Mitte erhebt, den Wasserstaub einathmen kann.“

„Von diesem wildromantischen Punkte mag der Wanderer nach dem Eckberge ziehen⁹², welcher ihm ein reizendes Panorama eröffnet. Besonders interessant ist der Anblick des Rheines bei Säckingen, wie er in seiner Beugung mit der Brücke die Gestalt eines **F** gewinnt, was an den Namen des Heiligen der Stadt und Umgegend erinnert.“

„Steigt der Wanderer nun am rechten Abhange des Berges hinunter, so gelangt er zur Schöpfe, welche der vierte schöne Punct ist. Dieses Naturbild erneuert und erhöht die Eindrücke der vorigen. Das Auge schaut herab auf den lieblichsten kleinen See, schweift über Felsen und Gesträuche hin und ergötzt sich am Anblicke der schönsten Wald- und Bergidylle.“

Auf der Burg zu Wielandingen hauste nun der andere Ast der Herren vom Steine, welche seit uralten Zeiten das stiftsäckingische Maieramt in den Rheingegenden verwalteten, wie die Tschudi jenes im Glarnerlande. Wir haben die Heimath dieses Dienstadels bereits nachgewiesen; sein Geschlechtswappen aber war das Bild einer schräg im Schilde erscheinenden Geige, und sein Amt bestand in der niederen Vogtsgewalt über die Güter und Leute des heiligen Fridolin zu Stein, Zuzgen, Wegenstätten, Hornussen, Iffenthal, Kaisten, Sulz und Mettau

⁹¹ Hauensteinisch: Strohlbrusch.

⁹² Ueber Wielandingen, Schweighof und Eck, welche Orte zur Gemeinde Willaringen gehören.

jenseits, wie zu Murg, Oberhof und Herisried, zu Zell und Schliengen diesseits des Rheinstromes.

Die Trennung des Stammes der Stiftsmaier vom Steine in zwei Aeste geschah etwa um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, wobei der Nachkommenschaft des jüngern Bruders von dem Maierthume natürlich der kleinere Theil zufiel, nämlich die ganze Vogtsgewalt zu Schliengen und die halbe zu Hornussen, Stein, Murg, Oberhof und Herisried, weswegen der Inhaber derselben auch nur der kleine Maier hieß. Seine Gewalt und Einkünfte bestanden aber in der niedern Gerichtsbarkeit, im ^[166] Zwing' und Banne, in den Leibfällen und Gebühren von Ungenossen, im Weißhaber und Dingpfenninge an den Stiftshöfen der oben genannten Orte⁹³.

Als Gerichtsherr hatte der Maier mit den Hofjüngern zunächst die jährlichen Dingtage abzuhalten, wobei ihm ein Theil der Strafgelder zufiel, und sodann für den Vollzug der ergangenen Rechtssprüche oder Urteil zu sorgen; als dem Zwing- und Bannherrn aber standen ihm die polizeilichen Gebote und Verbote zu. Die Leibfälle waren beim Tode eines Bauern das beste Stück Vieh, bei dem einer Bäuerin ihr bestes Kleid oder je eine entsprechende Geldsumme. Die Ungenossame trat da ein, wo stiftsäckingische Leibeigene sich mit Personen aus fremden Gebieten verheiratheten, was durch ein Bußgeld bereinigt werden mußte. Der Weißhaber bestand in einer jährlichen Haberabgabe der Bauern zur Anerkennung ihrer Gerichtshörigkeit, wie der Dingpfenning, welcher an den Gerichtstagen von ihnen entrichtet wurde.

Was nun den wielandingischen Ast der Familie vom Steine betrifft, so hatte derselbe wahrscheinlich seinen Gründer in Herrn Rudolf, welcher zwischen 1260 und 1265 verstarb und die Söhne Ulrich und Wilhelm hinterließ⁹⁴, wovon der erstere die Ritterwürde erhielt und noch 1305 als „der Alte von Wielandingen“ im Leben war, ein angesehener Cavallier, dessen man sich in öffentlichen Geschäften gern bediente. Er führte das Wappenbild seiner Ahnen — die Geige, nur nach der Sitte dieser spätern Zeit verdreifacht im Schilde⁹⁵.

Dieser Alte von Wielandingen übte über die stiftsäckingischen Dinghöfe zu Stein, Murg, Oberhof und Herisried den ^[167] Zwing und Bann nebst den niederen Gerichten, deren Bußgelder er mit dem österreichischen Vogte oder Oberrichter so zu theilen hatte, daß ihm zwei Drittel davon zufielen. Auch besaß derselbe von der Herrschaft Oesterreich den Zwing und Bann über Oberschwerstatt zu Lehen, sodann acht Pfunde jährlichen Geldes in Oberhof zum Pfände, und eine

⁹³ Stiftsäckingische Urkunden von 1333 und 1373.

⁹⁴ Im Jahre 1265 stiftete *Ulricus miles de Wielandingen* bei den Spitalbrüdern zu Säkingen ein Anniversar zum Seelenheile *domini Rudolphi de Wielandingen et Wilhelmi filii sui*. Unter den Zeugen der Stiftungsurkunde stehen: *Heinricus de Lapide* (vom Steine), *miles*, *Burcardus de Wielandingen etc.*

⁹⁵ Stiftsäckingische Urkunden von 1271, 1285, 1303 und 1306. Vergl. auch *Herrgott, cod. prob. I, 366, 411, und II, 559.*

Zeitlang das Schuldheißnamt zu Säckingen, welches ihm jährlich sechs Pfunde Basler Münze eintrug⁹⁶.

Von seinen Söhnen folgte ihm der Erstgeborne Ulrich-Wieland im Kleinmaierthume; der zweite, Ritter Rudolf, wohnte mit seiner Wirthin Margaretha von Schliengen im wielandingischen Hause zu Säckingen, während Hartmann der jüngste als Chorherr daselbst lebte. Unter diesen drei Gebrüdern begann aber der Stern ihres Geschlechtes schon zu sinken; denn sie sahen sich zu mehrfachen Veräußerungen genöthigt und geriethen in immer beschränktere Verhältnisse⁹⁷.

Den empfindlichsten Stoß scheint Rudolf den Vermögensverhältnissen der Familie gegeben zu haben, indem er nicht allein von seinen Gütern viele selbstständig verkaufte, sondern mit seiner Gemahlin, da sie kinderlose Eheleute waren, ihre gemeinschaftlichen Besitzungen und Rechte in nicht weniger als 15 Orten⁹⁸ an das Deutschhaus zu Beuken verschenkte! [168]

Hievon waren freilich einige Güter und Rechte schon zuvor verkaufsweise an dasselbe abgetreten worden⁹⁹; gleichwohl müßen wir aus dieser Vergabshandlung auf ein besonderes Verhältnis zwischen dem Ritterhause und unserem Ehepaare schließen, welchem es anders wohl nicht beigefallen wäre, zum Nachtheile der eigenen Familie, ein so bedeutendes Vermögen an den Deutschorden zu hängen. Die Herren zu Beukheim mochten der wielandingischen Verwandtschaft gegenüber auch kein ganz sauberes Gewissen haben; denn sie ließen jene Schenkung eigens durch einen bischöflich baselischen Official gerichtlich aufnehmen und nach allen Seiten hin vorsichtig verklauseln.

Gleichwohl aber erhoben Ulrich von Wielandingen (der Sohn Ulrich-Wielands, also Neffe Rudolfs) und seine Schwestersöhne von Bellikon verschiedene Ansprüche an das Rudolfische Erbe, und wenn sich ersterer endlich zu einem Verzicht bringen ließ, so trugen letztere doch die Güter und Zinsen zu Hasel, einige österreichische Pfandstücke und die fahrende Habe im Hause zu Säckingen davon.

Herr Ulrich-Wieland, welcher schon vor 1329 zu den Vätern gegangen, hatte neben Ulrich noch einen Sohn Hartmann, welcher Kirch-

⁹⁶ Oesterreichisches Urbar von 1300, in den Stuttg. Publicat. Bd. XIX, S. 41 bis 48 und S. 342.

⁹⁷ Urkunden von 1306, 1307, 1314, 1318 und 1329.

⁹⁸ Zu Nollingen den achten Theil des Kirchensatzes, des Gerichtes, Zwinges und Bannes, 7 Schuppoßen, 5 Reuteländer, ein Gehölz, ein Haus und einen Baumgarten; zu Ottwangen eine Schuppoße; zu Schliengen 9 Mannwerk Reben, eine Trotte, 2 Häuser mit Gärten, eine Matte und einen Baumgarten; zu Bus, Rotenflu, Eiken und Zuzken 8 Schuppoßen, 12 Mannw. Reben, eine Trotte und einen Baumgarten; zu Wielandingen, Wielaringen und Bermgeringen 12 Schuppoßen; zu Schweighaus eine Schuppoße, ein Ausgelände, ein Gehölz und eine Matte; zu Gennamenberg einen Hof; zu Oeflingen 2 Schuppoßen und die Vogtei über viele Güter, ein Ausgelände und ein Gehölze; endlich zu Hasel 15 Schuppoßen und den halben Kirchensatz. Urkunde, *datum zu Basilee anno dom MCCCVIII, sabbato prox, post dom Misericordia.*

⁹⁹ Die unter Nollingen u. Hasel aufgezählten. Urk. v. 21. Jan. 1318.

herr zu Schwerstätten wurde, und eine Tochter Verena hinterlassen, eben die Mutter der Gebrüder von Bellikon. Der Edelknecht Ulrich aber, sein Nachfolger im Kleinmaier-Amte, gewann zwar die Hand einer Tochter aus dem angesehenen Geschlechte von Grünenberg und wurde ebenfalls mit dem Rittergürtel geschmückt, steckte jedoch in der gleichen Geldnoth und setzte den Verkauf der Familiengüter fort¹⁰⁰.

Es nützte ihm nichts, daß eine Verwandte seiner Ehwirthin Katharina, die Stiftsdame von Grünenberg, 1356 zur Fürstbäbtissin von Säckingen erwählt wurde, und sein einziger Sohn, [169] der Edelknecht Hartmann, welcher Verena von Dettingen zur Frau hatte, gerieth sogar in die Lage, auch das Kleinmaierthum (für die Summe von 875 Gulden) an das Stift verkaufen zu müßen¹⁰¹), was eben unter der Regierung seiner Base, der Äbtissin Margaretha, geschah.

In jenen Zeiten der Verarmung des Geschlechtes von Wielandingen mag es nun gewesen sein, daß Einer daraus, wie so viele seiner Standesgenossen, die heftige Parteiung zwischen Adel und Bürgerthum zur Wegelagerei benutzte und deswegen die kleine Burg Rheinsberg¹⁰² bewohnte, welche der Landstraße ganz nahe lag. Das Volk nannte diesen adeligen Schnapphahn, auf sein Wappen anspielend, den Junker „zu der Geige“ und machte ihn zum Helden einer schauerlichen Sage.

„Der Wielandinger“, so wird noch gegenwärtig in der Umgegend erzählt¹⁰³, „übte den Straßenraub überaus frech und schlau. Am liebsten trieb er sich als Fiedler verkleidet an den Straßen umher und spielte vorüberziehenden Kauf- und Fuhrleuten lustige Stücklein auf, während seine Gesellen, deren Pferde (um etwaige Verfolger zu täuschen) mit verkehrten Hufeisen beschlagen waren, im Hinterhalte lauerten. Kam nun der günstige Augenblick, so wurden die Getäuschten überfallen und ausgeplündert oder nach Wielandingen geschleppt, um ihnen für ihre Freilassung eine Summe Geldes abzuzwängen.“

„In anderer Weise gebrauchte der Junker auch seine Tochter, welche durch ihre Schönheit glänzte, als Lockvogel, um junge Ritter herbeizuziehen und von ihnen Geld zu erpressen. So trieb der Gewissenlose das Diebs- und Räuberhandwerk, bis es endlich die Ursache seines Verderbens ward.“ [170]

¹⁰⁰ Urkunden von 1333. 1337, 1340, 1356, 1364 und 1365. In jener von 1337 verkaufte „Ulrich von Wielandingen, edelknecht, mit frow Kathrinen von Grünenberg, siner elichen frowen, von siner Notwendi wegen“, einen Hof zu Niderzeihen an einen Waldshuter Bürger.

¹⁰¹ Der Verkauf geschah vor dem Gerichte zu Säckingen „an offner Straß“. Urkunde des Gerichts vom Dienstag nach St. Margaretha 1373.

¹⁰² Die Marken der Herrschaft Werrach zogen sich „zwischen Seckinger und Harpolinger Bann bis an Butzmatten, so zu der Burg Rinsperg gehörig“. Beschrieb von 1576. In Akten von 1626 war „Rhinsperg (verdorben „Rischberg“), so ein alt Burgstall (also zerstört) und ein Hof dabei, ein Zubehör der Grafschaft Wehr“.

¹⁰³ Schnetzler. bad. Sagenbuch I, 153.

„Der Sohn eines entfernteren Herrn hatte von der Wielandinger Schönheit gehört und kam als armer Pilger angethan eines Tages auf die Burg. Es gelang demselben, sich die Neigung der Holden zu gewinnen und das Gelöbniß ihrer Treue zu erhalten. Mit dem Schatze dieses Gewinnes im Herzen begann er nun seine Ritterfahrten, und als ihm endlich die Heimkehr gegönnt war, that der Sehnsuchtsvolle das Versprechen, eine fromme Stiftung zu machen, wenn er die Geliebte getreu und wohlbehalten wiederfinde.“

„Mit dem süßen Bangen hoffender Liebe eilte der junge Ritter nach Wielandingen; aber siehe — er fand die Veste niedergebrannt und den Burgherrn mit der Tochter in den Trümmern untergegangen. Da ergriff die Verzweiflung sein Herz und vom Felsen der Schloßtrümmer stürzte er sich hinab in die Wellen der Murg. Noch jetzo sieht man seinen Geist in mitternächtlichen Stunden dort umgeh'n.“

Der Kern dieser Sage läßt sich mit der Geschichte recht gut vereinbaren. Die Theilnahme des Burgfräuleins an dem Treiben ihres Vaters fände ein Nebenstück in der Burgfrau zu Falkenstein (im Höllenthale), von welcher man geschichtlich weiß, wie sie bei derlei Affären sich auf die Lauer gelegt. Und die Wegelagerei des Junkers mochte die benachbarten Städte oder den Landesfürsten genöthigt haben, das Raubnest auszuheben und niederzubrennen, wie's gerade zu jener Zeit auch mit Falkenstein, mit Keppenbach, Schwanau und andern Raubschlössern geschah. Dadurch konnte aber wohl ein Eheverlöbniß zwischen der schönen Wielandingerin und ihrem Geliebten vereitelt und der arme Bräutigam zu einem tragischen Schritte gedrängt worden sein.

Und wenn wir sodann lesen, daß Junker Hartmann nicht mehr auf der väterlichen Burg, sondern zu Säckingen gewohnt, und sein Sohn Peter sich zu Bern niedergelassen¹⁰⁴, so gewinnt [171] das erzählte Schicksal von Wielandingen noch mehr an Wahrscheinlichkeit. Noch gegenwärtig leben dort seine Nachkommen, in deren Wappenbild man die drei Geigen unschwer erkennt¹⁰⁵.

Der Leser hat hier ein Beispiel von dem Ursprunge und Aufblühen, Sinken und Verkommen einer dienstmännischen Adelsfamilie, welches ihm als allgemeines Bild des Lebens und Wesens solcher Geschlechter gelten kann. Denn weitaus die meisten derselben theilten ihre Abkunft, ihren Charakter und ihr Geschick mit denen vom Stein und von Wielandingen. Die Darstellung der inneren und äußeren Entwicklung derselben aber läßt diesen kleinen Adel ganz anders erscheinen, als die gewöhnliche Ansicht es thut.

Man denke sich unter den Leibeigenen eines reichen Gotteshauses oder Landherrn einen Mann, welcher etwa seiner Brauchbarkeit wegen in den nähern Dienst desselben gezogen wird, da eine Familie gründet und

¹⁰⁴ „Hartmannus de W. Seckingae potissimum habtiabat, filius vero Petrus Bernam migravit, ubi etiamnum floret gens Willading.“ Neugart. II, 469.

¹⁰⁵ Stumpf, Schweiz. Chron. II, 245. Vergl. Leu, Helvet. Lexicon, Art. Wielandingen.

einen Sohn von besonderer Befähigung für den Wehrstand hinterläßt. Dieser erhält sofort einen Reiterdienst oder ein militärisches Amt, erwirbt sich damit das Waffen- und Wappenrecht¹⁰⁶, was ihm als einem Unfreien sonst nicht gebührte, und dient also mit Pferd und Schild, Schwert und Speer.

In solchem Waffenhandwerke wachsen sodann auch der Enkel und Großenkel auf, wovon letzterer schon als schildbürtiger, lehenfähiger Erbe geboren ist¹⁰⁷. Der junge **Armiger** oder Edelknecht aber erwirbt sich in Beschützung oder Vertheidigung der Güter und Leute seines Herrn besondere Verdienste, wofür er mit einem Benefizium oder Dienstlehen belohnt wird. Dieses ^[172] besteht in einem größeren oder kleineren Hofgute, dessen Bebauer dem neuen Afterherrn¹⁰⁸ jährlich von den Erzeugnissen ihrer Landwirtschaft etwas entrichten.

Der Beneficiat ist aber nicht allein getreu und eifrig in seinem Dienste, sondern nebenbei auch thätig und erfinderisch in Erweiterung seiner Glücksumstände; er verwendet Ersparnisse zum Erwerbe eigenthümlicher Güter, rundet sich ab am Orte seines Dienstlehens, erbaut ein Herrenhaus, einen Burgsitz daselbst, läßt sich darin mit den Seinigen nieder und schreibt sich in den Urkunden davon her¹⁰⁹.

Hat das Gotteshaus oder der Landherr in wirthschaftlichen oder militärischen Sachen eine wichtige Frage zu verhandeln, so wird der Dienst- und Lehensmann¹¹⁰ mit seinen Genossen in's Kapitel oder Hausconsil gezogen, ertheilt da seinen Rath und hilft abstimmen über den zu ergreifenden Beschluß. Ist man dagegen in eine Fehde verwickelt oder vom Könige zu einem Kriegszuge aufgeboten, so hat er mit Seinesgleichen dem Waffendienste zu folgen.

Hier nun, im Klosterkapitel oder Familienrathe und vor dem Feinde, ist der Ort, wo der Ministeriale sich durch Erfahrung, Klugheit und ritterlichen Muth emporbringen kann. Er erwirbt sich solche Verdienste und solches Ansehen, daß man ihm eines der wichtigeren Aemter überträgt und ihn zum Ritter macht. Mit seinen Genossen aber erfreut

¹⁰⁶ Die eigentlichen Wappen entstanden zur Zeit der Hohenstaufen durch die Anwendung der herkömmlichen Familienfarben und Bilder auf die Wappenstücke, namentlich den Schild (daher man Wappen wie Waffen lateinisch mit *arma* ausdrückte), woraus sich das Wappenrecht der Schild- oder Ritterbürtigen von selber ergab.

¹⁰⁷ Der Enkel des Mannes, welcher sich zuerst dem Kriegerstande gewidmet, ist schildbürtig und rittermäßig.

¹⁰⁸ Der Dienstherr bleibt der Eigenthümer oder unmittelbare Herr des Guts, der Dienstmann ist nur der Besitz- oder Afterherr desselben.

¹⁰⁹ Vielleicht hatte der Stammvater der Wielandinger den Zunamen „Geiger“, wonach sich die Familie eigentlich „Geiger von Wielandingen“ schreiben sollte, ähnlich wie die Pfau von Riedbur, die Hummel von Staufenberg, Münch von Rosenberg ec. Solche Geschlechtsnamen sind fast immer ein Zeichen anfänglicher Ministerialität.

¹¹⁰ Es konnte zwar auch der Dienstmann ein Lehen erwerben; aber sein Verhältnis; zum Herrn blieb das persönlich abhängige, während der bloße Vasall oder Lehensmann nur in Beziehung auf sein Lehenstück dem Herrn verbunden und pflichtig war. Dieser Unterschied ist als wesentlich wohl zu beachten.

er sich eines eigenen Gerichtsstandes und einer besonderen Dienstehre, welche ^[173] ihn neben die Freigebornen stellt, deren gar Viele in dem Falle sind, den glücklichen Emporkömmling zum Vogte zu nehmen und sich demselben hörig zu machen.

Wir sehen — der Enkel des Leibeigenen gehört zum Stande der Schildgeborenen, führt ein Wappen, besitzt eine Burg mit Lehen- und Eigengütern, bekleidet ein adeliges Amt und erfreut sich der Ritterwürde, ist also ein gemachter Herr von Adel. Aber gleichwohl haftet ein Makel der Leibeigenschaft an seiner Geburt; er bleibt Knecht, wenn auch in edlerem Sinne¹¹¹, und der freigeborne Nachbar gibt ihm die Tochter nicht zur Ehe, bis er seine Freilassung erlangt hat.

Ganz ähnlich den Dienstmännern der Stifte und Klöster bildeten sich jene der Fürsten, Grafen und Landherren (Dynasten) zu Edelleuten heran, nur meistentheils in beschränkteren Verhältnissen, weil der Ministeriale unter geistlichen Gemeinschaften als Besorger ihrer weltlichen Geschäfte eine viel größere Hand erlangen konnte, wie unter Laienherren. Hier wurde derselbe bloß um seinen Beirath angegangen, während er dort ein Stimmrecht erlangte und entschiedenen Einfluß auf alles Weltliche des Stiftes oder Klosters.

Dieses war die gewöhnliche Entwicklungsweise des niederen oder dienstmännischen Adels. Es gab indessen auch Freigeborne, welche aus Noth oder Niedertracht in den Hausdienst eines Herrn oder Stiftes traten. Allein man suchte sie nicht; die eigenen Leute aus dem angeborenen Haus- und Familiengesinde zeigten sich ergebener, zuverlässiger und fügsamer, während der freie Diener eine Stellung einnahm, worin er seinen Dienst mehr oder weniger selbstsüchtig mißbrauchen konnte.

Auch wurden Viele der leibeigenen Ministerialen frei gelassen; damit dieselben aber im Dienste verblieben, waren solche Freilassungen gewöhnlich von beschränkter Art. Wer sich unbedingt freigelassen sah, suchte bei der nächsten besten Gelegenheit aus Verhältnissen wegzukommen, welche ihn — dem Freigebornen, ^[174] wie dem Leibeigenen gegenüber, immer zum Gegenstande mißliebiger Vergleichen oder Erinnerungen machten¹¹².

Halten wir hiemit nun die Familien der zwei säckingischen Stiftsmaier zusammen, die tschudi'sche in Glarus und die steinische im Schwarzwald, so liefern uns dieselben gerade recht sprechende Belege zu dem Gesagten.

Beide gehörten ursprünglich dem leibeigenen Stande an; die Tschudi aber wurden gleich in ihren Anfängen durch eine Manumission

¹¹¹ So lange der Dienstmann nicht Ritter (*miles*) wurde, hieß er Edelknecht oder *armiger*.

¹¹² Beide, in ihrer Eifersucht oder Mißgunst über das Glück des Emporkömmlings, warfen ihm seine Herkunft vor. Jener: „Was will der Gige? Man weiß ja, daß er der Sohn eines Knechtes ist.“ Dieser: „Wo hinaus will der Großhanns? Er ist von Haus aus doch nur un-seres Gleichen.“

in den freien Stand erhoben¹¹³, während die vom Steine und von Wielandingen den Charakter unfreier Ministerialität an sich behielten. Ritter Heinrich vom Steine wird 1321 ausdrücklich *ministerialis ecclesiae Seconiensis* genannt, welchen Ausdruck die freien Diener oder Beamten sorgfältig vermieden, seit er die unfreien eigens bezeichnete.

Etwas Innerstes in der Entwicklung des deutschen Mittelalters war der Kampf zwischen Frei und Eigen. Der schroffe Gegensatz, worin diese beiden Geburtseigenschaften zu einander standen, mußte allmählig ausgeglichen werden, was vornehmlich zuerst durch die Kirche, sodann durch den Dienstadel und das Bürgerthum geschah.

Die Darstellung der wahren Verhältnisse des mittelalterlichen Ministerial-Adels, die getreue Schilderung von Familien desselben, ist daher nothwendig, wenn man zeigen will, welchen Gang die geburtlichen Standesverhältnisse genommen, bis wir zur Aufhebung der Leibeigenschaft kamen.

Wie aber waltete und wirkte denn so ein Dienstmann, daheim und draußen, bei Hof, in Gesellschaft der Genossen und unter dem Volke? Die Sage hat uns davon mancherlei Züge ^[175] aufbewahrt, freilich in den ihr eigenen Farben, welche der dürren Sprache der Urkunden oft wenig entsprechen.

Denken wir uns das wenige Außergewöhnliche aus dem Leben eines stiftischen Ministerialen hinweg, so beschränkte sich dieses fast allein auf die Geschäfte seines Dienstkreises, auf die Pflege der eigenen Wirthschaft und auf die Vergnügen der Jagd und Landfahrten. Es trug Alles ein geringes, kleinliches Gepräge, und nur der Geist des Ritterthums verlieh dem einförmigen Dasein einigen Schwung.

Die Verwaltung der stiftischen Aemter artete beim Dienstadel gar bald in Mißbräuche aus. Unter schwachen Vorstehern konnte sich derselbe viel erlauben, um das Amt für den eigenen Gewinn auszubeuten. Er maßte sich dem Stifte gegenüber dieses und jenes Recht an und scheute sich nicht, die armen Unterthanen auszusaugen, so lange es gehen mochte. Das führte dann freilich zu Klagen, Verhandlungen und Verträgen, aber meistens trugen die Bedränger (um was es ihnen immer zu thun war) ein Stücklein Geldes davon!

So erhob Ritter Ulrich¹¹⁴ von Wielandingen 1297 ungebührliche Ansprüche an die Säckinger Stiftsleute, welche im Gebiete von St. Blasien saßen. Der Abt dieses Gotteshauses verzichtete auf einen langwierigen Rechtsgang und bezahlte dem „gestrengen Herrn“ vermittelungsweise vier Mark Silbers, nur um denselben vom Halse zu bekommen. Und so maßte sich derselbe 1305 stiftische Güter zu Schwerstät-

¹¹³) „Die Maierey zu Glaris war erblich im Hause der Edlen von Glarus, genannt Tschudi; sie sollen von einem eigenen Manne herkommen, welchem König Ludwig der Deutsche den Pfenning aus der Hand schlug und dadurch seine Freiheit gab.“ Müller, Schweiz. Gesch. I, 279.

¹¹⁴ *Strenus vir Ulricus dictus de Wielandingen, miles.* Urkunde aus dem sanctblas. Archiv, mit wohlerhaltenem Siegel.

ten als Eigenthum an und zog ungehörige Sterbgefälle daselbst ein, behielt zu Stettheim verschiedene Weinszinse zurück und erhob zu Oberhofen ein Zinsrad, welches ihm nicht gehörte. Das Stift mußte ihn darum belangen und durch ein Schiedgericht seine Rechte wahren¹¹⁵.

Und gleichwohl trieben's die Wielandinger noch lange nicht, wie viele andere Maier oder Untervögte; denn sie hatten [176] neben der gnädigen Frau noch einen Herrn über sich, welchen man fürchten mußte, den Herzog von Oesterreich, des Stiftes vom Reiche belehnten Schirm- und Kastenvogt.

Die Herren von Wielandingen besaßen schon sehr frühe ein Haus zu Säckingen, und sowohl Ritter Rudolf, als sein Neffe Ulrich wohnten daselbst¹¹⁶. Es war wichtig für die Entwicklung des Bürgerthums, daß der kleine Adel sich in den Landstädten niederließ. Diese Junker verbanden sich mit Töchtern der alten guten Geschlechter und gelangten in die höheren städtischen Aemter. Es bildete sich dadurch der eigenthümliche, vornehme, geehrte Stand der Patricier, in welchem adeliges und bürgerliches Wesen vereinigt wurden.

Diese Durchkreuzung und Vermischung aber erzeugte den Keim desjenigen Geistes, welcher in den Städten zunächst die Idee der bürgerlichen Freiheit, wie die Neuzeit sie besitzt, zum Ziele des edelsten und höchsten Strebens machte. Hätte es nur wenige große Reichstädte gegeben und wäre der niedere Adel, dem hohen gleich, auf seinen Schlössern sitzen geblieben, so würde das Städtewesen und Bürgerthum noch lange der breiteren Grundlage entbehrt haben, welche ihm zu seiner siegreichen Entwicklung nothwendig war.

Nachdem das Schloß Wielandingen in Trümmer gesunken und sein eingebornes Adelsgeschlecht zur schweizerischen Eidgenossenschaft übergegangen, finden wir 1520 einen Freiburger Professor damit belehnt — den Oheim des berühmten Malers Baldung aus Schwäbischgemünd.

Denn das Haus Oesterreich war als Schirm- und Kastenvogt des Stiftes Säckingen der Lehensherr über die Wielandinger geworden und hatte deren stiftische Lehenstücke zuerst an die von Baldeck zur einen Hälfte für ein Gelddarlehen verpfändet, zur andern als Kunkellehen gegeben, und hierauf an Rudolf von Gießheim verliehen, mit welchem eben unser *Dr. Hieronymus* [177] Baldung der Jüngere dergestalt in Gemeinschaft trat, daß er, im Falle eines kinderlosen Hinganges desselben, das wielandingsische Lehen für sich allein erhalte.

Die Lehensnachfolger Baldung's waren seit 1534 dessen Bruder Exuperantius und dessen Erben, bis 1575 der vorderösterreichische Regimentsrath *Dr. Schütz* von Traubach das Lehen erhielt, welcher dasselbe auf Sohn und Enkel vererbte. Im Jahre 1645 aber gelangte es

¹¹⁵ Urkunde Heinrichs vom Steine, Rudolfs von Tegerfeld und Erlewins des Wirths zu Säckingen (der Schiedrichter).

¹¹⁶ *Dominus quondam Ulricus de Wielandingen, et domina Catharina de Grúnenberg, uxor sua legitima, olim in oppido Seckingen commorantes etc.* Beuk. Urk. von 1371.

an J. F. Zweier von Efenbach, bischöflich konstanzer Obervogt zu Klingmau, dessen Leibeserbe sich 1709 schon „Freiherr zu Evehach, Wieladingen und Alpfen“ schrieb; so schossen damals die „Freiherren“ wie die Pilze gleichsam über Nacht hervor.

Baron Ignaz von Zweier wurde noch vom letzten deutschen Kaiser 1795, und nach der Neugestaltung Deutschlands 1815 von Großherzog Karl mit dem Wielandinger Lehen belehnt, welches sich seit dem Erlöschen der von zweierischen Familie im Besitze der Freiherren von Enzberg befindet¹¹⁷.

Laufenburg.

Von Säckingen nach Waldshut wird die Steigung der Landstraße immer stärker und die Frickthaler Berge drängen sich jetzt an den Rheinstrom vor, wie die hauensteinischen. Denn während zwischen Stein und Kaisten noch eine ziemlich breite Wald- und Feldfläche sich ausdehnt, schiebt der stattliche Ebneberg¹¹⁸ seinen nordwestlichen Ausläufer bei Laufenburg so nahe gegen die diesseitige Thalwand vor, daß das Rheinbette sehr enge und abfällig wird, wodurch der berühmte Laufen entsteht.

Als wir gegen Kleinlaufenburg gelangten, machte uns der Conducateur aufmerksam auf die Eisenbahnbauten am Rheine hin. Wir stiegen aus und betrachteten dieselben, namentlich den ^[178] Eingang des großen Tunnels. Ich überschaute von der Höhe herab dieses Laufenburg, an welches sich manche meiner Jugenderinnerungen knüpft, mit erneutem Interesse, denn unstreitig ist es einer der merkwürdigsten Punkte am Oberrhein.

Sein mittelalterliches Gepräge in der romantischen Lage, seine Brücke, seine alte Kirche, sein Schloßhügel mit dem Römerthurme und der schäumende Rheinfeld, umgeben von dem wechselnden Grüne der Landschaft, vereinigen sich zum eigentümlichsten, überraschendsten Bilde, und der Schienenweg, kühn über dem Stromesufer, mit seinem langen Tunnel durch den härtesten Granitberg, vollendet das Interesse des Wanderers für diese Strecke unserer Eisenbahnlinie.

Von dem Laufenburger Rheinfeld oder „Wasserbruche“ lesen wir¹¹⁹ im rheinischen Antiquar: „Etwa 330 Schritte oberhalb der Brücke beginnt der Strom schon allgemach sich über große Felsen und Steine hinzuwälzen; wenn derselbe sie aber erreicht, zwängen ihn die beiderseits befindlichen Klippen so enge zusammen, daß er fast zwischen zwei einzigen Jochen hindurch muß und hierauf mit einem Ungestüme und Getöse über

¹¹⁷ Urkunden und Akten über das Wieland. Lehen von 1483 bis 1830.

¹¹⁸ Zwischen dem Sulzer und Kaistener Thal; er hat eine Höhe von 1850 Fußes ü. d. M. und ist oben abgeflacht.

¹¹⁹ J. H. Dielhelm, rhein. Antiquarius oder Beschreibung des Rheinstromes (Frankf. a. M. 1744), S. 190.

und durch das Gefelse hinabstürzt, daß von Leuten, welche auf der Brücke beisammen stehen, keines das andere verstehen kann, wie laut sie auch sprechen mögen.“

Diesem Laufen verdankt die Stadt ihren Ursprung und Namen. Denn gewiß hatten schon die Römer den Platz für strategisch wichtig befunden, eine Ueberfahrt über den Rhein daselbst eingerichtet und zu deren Schutze den nahen, so trefflich gelegenen Hügel mit einem Wartthurme gekrönt. Hierauf aber benützten die Deutschen, was aus den Zeiten der Völkerwanderung von der Fähre und Veste noch übrig geblieben, und erhoben es zu einer Burg und Vorburg, aus welch' letzterer sich während des Mittelalters die „große Stadt“ herangebildet, während auch am diesseitigen Ufer eine Veste entstand, als Anfang der „kleinen Stadt“. [179]

Wahrscheinlich wurde der Ort von einem der deutschen Könige schon frühe an den heiligen Fridolin zu Säckingern vergabt. Die Schirmvögte des Stiftes aber, jene mächtigen Lenzburger, betrachteten sich als Herren von Laufenburg, und ihre Erben von Habsburg wußten 1207 das Städtlein mit beiden Vesten als stiftsäckingische Lehen in ihren wirklichen Besitz zu bringen¹²⁰. Als nun der Habsburgische Stamm durch die Gebrüder Albrecht und Rudolf 1232 in zwei Aeste auseinander lief, nahm der jüngere seinen Sitz daselbst und hinterließ die Grafen von Habsburg-Laufenburg — ein Geschlecht, welches nach 176 Jahren schon wieder erlosch.

Der letzte Sprößling desselben war jener Graf Hanns, welchen die Hauensteiner als den Begründer ihrer Freiheit verehrten, während er zu Rheinau und anderwärts als ein wirthschaftsloser, verschuldeter Herr in mißlicher Erinnerung stand. Da er nun den mythischen Heiligenschein eines Volksbefreiers eben so wenig verdient, als den Namen eines leichtfertigen Schuldenmachers, so habe ich ihm einige Stunden urkundlicher Forschung gewidmet, deren Ergebniß folgendes ist.

Graf Johann **I**, der Großenkel des Stifters der Laufenburger Linie, hatte die Söhne Johann **II**, Rudolf **III** und Gottfrid **II** hinterlassen, von denen der mittlere bei der Erbtheilung die Herrschaft Laufenburg erhielt, wozu er von seinem jüngern Bruder hernach auch die Landgrafschaft Kletgau mit der Schirmvogtei über das Stift Rheinau erkaufte. Seine Gemahlin war Elisabetha von Manton, welche ihm in Johann **IV** einen Erben gebar, dessen Verwechslung mit dem gleichnamigen (kinderlos verstorbenen) Sohne seines Oheims zu Rappersweil die Genealogen mehrfach verwirrt hat.

Die erste Urkunde, welche unseres Grafen Hanns erwähnt, ist vom Jahre 1377. Die Bürger von Laufenburg hatten zur [180] Herstellung der

¹²⁰ *Duo castra citra Renum et trans Renum*, während dies Stift *omnem justiciam (in villa) Loufenberc in bannis et distriktibus* behielt; der Besitz des Städtleins war also ein getheiltes. Spruchbrief über den Streithandel zwischen der Aebtissin und dem Grafen von 1207, bei Herrgott I, 209.

Rheinbrücke, über welche „wegen Böse und Krankheit derselben“ Niemand mehr fahren und gehen wollte, ihre Herrschaft um eine Beisteuer angegangen, da sie „in großer Schuld und Kümmerniß wären“, worauf denn Graf Rudolf, seine Ehegemahlin Elsbeth und ihr beider Sohn „Graf Henseli“ versprachen, ihnen mit dem Lande zu Hilfe zu kommen. Diese Zusage wurde urkundlich bekräftigt und das Dokument von allen Dreien besiegelt¹²¹.

Der Umstand nun, daß Graf Johann schon so frühe neben seinen Aeltern urkundete und siegelte, hat den Pater Herrgott¹²² veranlaßt, eine Lobrede auf ihn zu halten, indem es „gewiß eine seltene Reife des Verstandes voraussetze, in solcher Jugend bei öffentlichen und Privatgeschäften als Theilnehmer zu erscheinen.“ Der gelehrte Herr vergaß jedoch, uns zu sagen, wie jung der Graf damals war. Wenn wir dessen Alter nach seiner Verheirathung um 1393 bemessen, mochte er 1377 allerdings noch unbärtig sein; da aber sein Tod schon 1408 erfolgte, so läßt sich schließen, daß „das Hänlein“ bei jenem ersten Auftreten kein gar so junges Blut mehr gewesen.

Im Jahre 1382 endete der alte Herr zu Laufenburg sein langes, wechselvolles Leben, und hinterließ zwar schöne Herrschaften, aber auch eine schwere Schuldenlast — nur allein auf den Schultern der guten Laufenburger Bürgerschaft die Summe von 21,000 Gulden, was in damaliger Zeit schon etwas heißen wollte.

Kaum war dieser Sterbfall landkundig, so wurde die Stadt überallher von Gläubigern gedrängt und da sie nicht sogleich bezahlen konnte, nach damaliger Weise, faustrechtlich exequiert. Wo man eines Laufenburgers oder seines Gutes habhaft ^[181] werden konnte, griff man zu, daher die armen Bürger „außer- und innerhalb ihrer Mauern nicht mehr sicher waren, sich nirgends mehr hinwenden durften, und tags wie nachts mit Wachen und Hüten so große Kosten und Mühe hatten, daß sie der Bedrängniß beinahe erlagen.“

Da begaben sich die Herren vom Rathe auf das Schloß, schilderten der Gräfin Wittwe und dem jungen Grafen ihre Lage, erinnerten an die vielfachen getreuen Dienste, welche die Stadt ihrer Herrschaft allezeit erwiesen, und baten sie demüthigst und inständigst um Bestätigung der städtischen Freiheiten und Rechte, und um Abtretung des Thurmes „Storkennest“ zur besseren Sicherung der Stadtmauer. Mutter und Sohn, wohl noch in tiefer Trauer über den erlittenen Verlust und bekümmert über das Schuldenwesen, welchem sie gemeinschaftlich mit den

¹²¹ „Vnd des zu einem waren steten vrkund hant wir graf Rudolf von Habspurg, frow Elzabet, sin elichi frow, und graf Henseli, ir sun, vnser eigen ingesigel offenlich gehenkt an disen brief.“ Herrg. II, 734.

¹²² *Ex quibus patet, juvenis etiamnum Joannis maturam oppido prudentiam tanti a parentibus habitam fuisse, ut negotiis plerisque omnibus tum publicis tum privatis filium adhiberent* Genealogia, 249.

Bürgern unterlagen, entsprachen den Bitten¹²³ um so eher, als ihnen die fernere Hilfe der Stadt sehr nöthig war.

Mit dem Jahre 1384 trat Graf Johann selbstständig als Herr von Laufenburg auf¹²⁴; seine erste wichtigere Handlung aber war der Verkauf dieser Herrschaft an die Herzoge von Oesterreich. Es handelte sich dabei jedoch nur um den Gewinn einer Geldsumme, ohne daß die Sache sich wesentlich änderte. Denn die Herrschaft war ein stiftsäckingisches Lehen, und nun überließ der Graf den Herzogen dieselbe gegen 12,000 Gulden unter der Bedingniß, daß sie solche ihm und seinen Nachkommen wieder zu einem rechten Mannlehen verliehen¹²⁵. Es verwandelte sich also der unmittelbare Lehenmann bloß in einen Afterlehner, was für das schöne Geld schon einzugehen war.

Der Laufenburger Kaufschilling reichte jedoch nicht hin, dem Grafen wieder aufzuhelfen; er steckte noch immer in „redlichen Nöthen“ und mußte 1390 von verschiedenen Basler Bürgern ^[182] die Summe von 2100 Gulden aufnehmen, um das ärgste Geschrei seiner Gläubiger zu stillen¹²⁶. Von dem an aber besserten sich seine Verhältnisse und sein Schuldenwesen wurde so geordnet, daß er nach einem Jahrzehent ziemlich davon erlediget war und selber jetzt für Andere Bürgschaft leisten konnte.¹²⁷

Diesen Umschwung verdankte Graf Johann wohl zunächst zwei wichtigen Schritten seines Lebens. Er hatte 1389 das einträgliche Amt der Landvogtei über die österreichischen Gebiete am Oberrheine übernommen¹²⁸ und sich mit einer, wie es scheint, tüchtigen und sorgsamem Hauswirthin verbunden. Bei solchen Eigenschaften konnte ihm Agnes von Landenberg, die Tochter seines Dienstmannes Hermann zu Greifensee, schon den Mangel einer vornehmeren Geburt ersetzen; denn dieselbe mußte, da sie „nit von Grafen, sondern von Dienstlütten“ abstammte, um legitime Kinder zu gebären, vom Reichsoberhaupte noch besonders gefreit werden¹²⁹.

Den Laufenburgern setzte Hanns für die 1800 Gulden, welche er ihnen schuldete, die Herrschaft Rotenberg im Elsaß zum Pfande ein, nachdem er denselben die Pfandbriefe seiner Aeltern schon 1390 bestätigt hatte. Dagegen erhielt der Graf 1396 für seine Forderungen an das Haus Oesterreich die Veste und Grafschaft Hauenstein zum Unterpfan-

¹²³ Urkunde vom 9ten November 1383 bei Herrg. II, 745. Der Thurm Storkennest befand sich da, wo später das Nachrichtenhaus.

¹²⁴ Ob seine Mutter damals gestorben oder sich zurückgezogen, ist unbekannt. Man hat keine weiteren Nachrichten über sie.

¹²⁵ Verkaufsurkunde des Grafen „geben ze Brugg in Ergew, am nechsten fritag nach St. Georg 1386“, bei Herrg. II, 755.

¹²⁶ *Synopsis diplomatica* oder authentischer Auszug der Laufenburger Stadturkunden, von 1776, Handschr.

¹²⁷ Z. B. für die Grafen von Fürstenberg. Urk. bei Herrg. II, 802.

¹²⁸ Im Jahre 1389 nennt er sich erstmals Landvogt.

¹²⁹ K. Wenzels Freiungsbrief bei Herrg. II, 770.

de¹³⁰, so daß der ehemalige „Graf Hänsle“, als Landgraf im Kletgau, als Landvogt zu Baden und Pfandherr auf dem Walde, jetzt ein ganz bedeutender Mann war.

Als derselbe die hauensteinische Pfandschaft antrat, stellte er den Waldleuten nach der Huldigung den üblichen Revers [183] aus¹³¹, sie „bei ihren Freiheiten, Rechten und Gewohnheiten verbleiben zu lassen, wie solche von Alters her gekommen“, und dieses nun ist die erträumte **Magna Charta** der Hauensteiner. Die guten Leute behaupteten nämlich, Graf Hanns habe ihnen die Freiheit geschenkt und so seien sie als freies Volk und Land unter den Schutz des Hauses Oesterreich gelangt.

Allerdings scheint der Graf eine Persönlichkeit gewesen zu sein, an welche sich wohl so eine Mythe anknüpfen konnte. Aus allen Urkunden geht hervor, daß man ihn seiner Gutmütigkeit wegen allgemein liebte und ehrte; wie er denn häufig bei Schiedgerichten zum Obmanne ernannt wurde¹³² was jedenfalls ein günstiges Zeugniß für die Eigenschaften seines Kopfes und Herzens ist.

Und kommt hiezu noch der Umstand, daß er der Letzte seines Hauses war, so begreift man den verklärenden Schein, womit die Sage sein Andenken umgab, um so leichter. Denn immer knüpfte sich an das Erlöschen eines bedeutenden Hauses (und ein solches mußte das habsburg-laufenburgische für die Hauensteiner, sein) die Ueberlieferung ungewöhnlicher Dinge.

Kaum hatte Graf Johann 1408 noch die kaiserliche Belehnung mit der Landgrafschaft Kletgau und die Bestätigung des den Laufenburgern verpfändeten Zoll-, Geleit- und Münzrechtes erhalten¹³³, als er, nach 25jährigem Besitze ihrer Stadt fern von ihnen, auf der Veste Balm bei Rheinau, zu den Vätern gieng. Seine Erbtochter Ursula vermählte sich mit dem Grafen von Sulz, welcher im ersten Eifer die ganze Habsburgische Verlassenschaft ansprach und deswegen bei dem Hause Oesterreich in große Ungnade fiel.

Denn dieses machte jetzt seinen Kauf vom Jahre 1386 geltend, nahm die Veste, die beiden Städte und die Herrschaft [184] Laufenburg in Besitz, ließ sich von den Bürgern und vom Lande huldigen und erhielt 1409 von der Fürstabtissin zu Säckingen die erste Belehnung. Natürlich übernahm dasselbe damit auch die gräflichen Schulden, wofür der

¹³⁰ Urkunden von 1390, 1393 und 1401. Daselbst, 762, 773 und 790. Vor mir liegt noch überdies eine Urkunde des Herzogs Leupold von Oesterreich von 1399, worin Graf Johann als „Phleger zum Hawenstein“ erscheint.

¹³¹ Ich kenne denselben nur aus einer Abschrift unter den Papieren des Pfarrers Meyer zu Gurtweil.

¹³² Urkunden von 1393, 1402 und 1403. Ebendas. 768, 794 und 797. Vergl. Vandermeer, Gesch. von Rheinau, S. 113.

¹³³ Diplome K. Ruprechts von 1408, bei Herrg. 807, und im Laufenburg. Urkunden-Auszug.

Bürgerschaft verschiedene Rechte oder Einkünfte verpfändet waren; aber noch 1773 fand man dieselben nicht ausgelöst¹³⁴.

Das Haus Oesterreich ließ die Herrschaft durch besondere Vögte verwalten, welche ihr Amt endlich als Unterpfand für gemachte Darleihen und rückständige Besoldungen erhielten. So schon 1477 der Vogt Caspar von Schönau, dessen Familie hernach 1555 auf dieselbe Weise die Hauptmannschaft über alle vier Waldstädte gewann. Die Caspar'sche Linie besaß dieses Amtspfand bis zu ihrem Erlöschen 1649, wo dasselbe durch eine Erbtöchter an das Geschlecht von Grandmont übergieng, wie 1735 ebenso an das von Stotzing, von welchem es 1774 durch das Erzhaus mit. 24,000 Gulden eingelöst wurde¹³⁵.

Wenn man die laufenburgischen Urkunden und Akten durchgeht, so drängt sich's einem recht sprechend auf, wie in dem geldarmen Mittelalter die guten Städte und Landschaften durch die Schulden ihrer Herren in ein hundertfach verflochtenes Pfandwesen hinein geriethen und einem fortwährenden Herrschaftswechsel unterlagen. Die Folge davon konnte (mit wenigen Ausnahmen) nur ein Beirren und Niederhalten der naturgemäßen Entwicklung der städtischen Gemeinwesen sein; wie uns denn eben der nähere Einblick in die Laufenburger Verhältnisse das Bild eines kleinlichen, beschränkten, zerstückelten — fast jämmerlichen Bürgerlebens gibt.

Nachdem Oesterreich in Folge des Lüneviller Friedens das Frickthal, wohin Laufenburg gehörte, an die Schweiz abgetreten, fiel die kleine Stadt, als auf dem rechten Rheinufer gelegen, an das Haus Baden und bildet jetzt mit ihren 520 Seelen einen Bestandteil des Bezirksamtes Säckingen. [185]

Gleich unterhalb des Städtleins, wo der Diggeringer Bach in den Rhein fällt, auf einem steilen Felsen, lag ehemals die Burg Oftringen, der Sitz eines gleichnamigen Ritteradels, welcher wahrscheinlich vom Dorfe Oftringen an der Wutach herstammte und ursprünglich zu den Dienstmännern der Grafen von Stülingen-Küssaberg gehört hatte, deren Wappen¹³⁶ derselbe auch geführt.

Dieser Familie war Ritter Hugo ab Eck entsprossen, ein unter dem Dienstadel des Alb- und Kletgaves bekannter Mann, welcher 1251 zu den sechs Schiedrichtern gehörte, nach deren Ausspruch die küssabergische Erbschaft bereinigt ward. Später erschien derselbe auch bei Geschäftsverhandlungen des königlichen Hauses, wie 1277 zu Konstanz, wo die Königin Anna mit ihren Prinzen Albrecht und Hartmann den Dießenhofer Nonnen eine Stiftung machte¹³⁷.

¹³⁴ Genannter Auszug und die Relation über die Gränzen, Gerechtsamen und Gefälle der Herrschaft Laufenburg, von 1774.

¹³⁵ Akten über die Pfandschaft Laufenburg, von 1477 bis 1774.

¹³⁶ Drei aufwärts gekehrte silberne Halbmonde im rothen Schilde. *Caspar lib. orig. monast. S. Blasii*, S. 358.

¹³⁷ Urkunden von 1251, 1262, 1273, 1274, 1276, 1277, bei Herrg. II, 471; Gerb. III, 152, und in der Oberrh. Zeitschr. III, 360; V, 226, 230. 235, und VI, 232, 366.

Stand nun mit Hugo schon ein Glied der ofteringischen Familie in näherer Beziehung zu den Habsburgern, so lebte ein jüngerer Vetter desselben in einem Verhältnisse zu König Rudolf und dessen Familie, welches ein Vertrauen voraussetzt, wie es nur zwischen einem alten geprüften Diener und seiner Herrschaft zu bestehen pflegt.

Berchtold von Oftringen, aus derjenigen Linie des Geschlechtes, welche den Beinamen „Strobel“ führte¹³⁸, war als „reisiger Knecht“ in den Dienst Rudolfs gekommen, wie derselbe noch als Graf seine vielen Abenteuer bestand, erlebte dessen ^[186] Erhebung auf den Kaiserthron und verharrete auch jetzo noch getreulich an seiner Seite, bis die Höflinge, wie es scheint, den einfachen Reitersmann belästigten. Es ist nicht jeder Diener vor Eitelkeit so blind, daß es ihm möglich wäre, bei einer Machterhöhung seines Gebieters all' die heuchlerischen Huldigungen, welche Ehr- und Gewinnsucht tagtäglich darbringen, in die Länge mit ansehen zu können.

Unter dem besonders prächtigen Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern, welche den König im Herbste 1275 nach Lausaune zur Zusammenkunft mit dem heiligen Vater begleiteten, spielte Berchtold von Oftringen noch eine Rolle, wie sie wohl selten ein Dienstmann gespielt. „Er war edelmüthig, kühn und mannhaft“, erzählt die Chronik¹³⁹; und also ritt bei dem glänzenden Turnier, womit man die Tage des Verständnisses zwischen Papst und Kaiser feierte, „auch dieser Strobel mit Schild und Speer in die Schranken — gegen den namhaftesten, an Muth und Leibesstärke ausgezeichnetsten aller Kämpen, und gewann in Ehren den Sieg.“

Nach diesem schönen Tage mochte Bischof Heinrich von Basel, der Geheimschreiber des Königs, jener berühmte Barfüßer von Isny, etwa aus früheren Tagen des Oftringers Freund, demselben zugeraunt haben: „Wie ihr den Tapfersten überwunden, so überwindet jetzo auch die Welt und den Teufel.“ Denn Berchtold legte sofort das ritterliche Gewand, welches er so lange Jahre ehrenvoll getragen, zur Seite und trat als Laienbruder in den Franziskaner-Orden, dessen eifrigsten Bekenner und Förderer man eben in dem Bischöfe Heinrich hier verehrte und dort verspottete.

Nachdem der ehemalige Diener Rudolfs von Habsburg über 30 Jahre unter dem härenen Gewände in irgend einem argauischen Minoritenkloster unbekannt dem Herrn gedient, kam er durch den grauenvollen Tod Albrechts **I** mit dem königlichen Hause auf's Neue wieder in nähere Berührung. Die ^[187] Königin Wittve nämlich, Elisabetha von Tyrol, erlas ihn, den alten Getreuen, und den Priester Niklaus von

¹³⁸ *Nobilis Henricus de Cussachberch, comes de Stuolingen*, beurkundet 1240, daß mit seiner Verwilligung *Gerungus miles, dictus cognomine Strubel, predium suum in Louchiringin* (eine kleine Meile unterhalb Oftringen) an St. Blasien übergeben habe. Der älteste bekannte Graf von Stülingen (von 1089 bis 1099) hieß auch *Gerungus*, und ein „Gerung von Oftringen“ erscheint noch 1299 in einer Waldshuter Urkunde. *Oberrhein. Zeitschr.* III, 251.

¹³⁹ Von Königsfelden, abgedruckt bei Gerbert, *crypta Sanblasiana*, im Anhang, S. 101.

Bischofszell zu Wärtern des Kirchleins, welches sie auf der Stelle errichtet hatte, wo ihr Gemahl seinen Mördern erlegen war.

Der fromme Bruder Strobel mochte sich diese Berufung zur hohen Ehre rechnen und mit treuer Verehrung des Habsburgischen Namens sein Gebet für den erschlagenen König verrichten. Als er aber sah, wie grausam die königlichen Kinder den Tod des Ermordeten an den schuldlosen Familien der Mörder zu rächen suchten, wandte sich sein gerechter Sinn ab von ihnen, und als sie das Kirchlein auf dem Königsfelde mit den Gütern, welche durch diese schreckliche Blutrache in ihre Hände fielen, zu einem stattlichen Kloster erhoben, verließ er den fatalen Ort, um sich jenseits des Arflusses, am Brucker Berge, gegenüber von Windisch (wo noch im 16ten Jahrhundert eine Felsenvertiefung das „Bruderhäuslein“ hieß), als einsamer Waldbruder anzusiedeln.

Indessen war Agnes, die Königin Wittwe von Ungarn, nachdem ihre Mutter durch den Tod verhindert worden, sich in Königsfelden niederzulassen, mit um so größerem Eifer diesem Vorhaben gefolgt und führte in einer bescheidenen Klause neben dem Klostergebäude ein überaus strenges Büberleben. Die gläubige Menge verehrte lobpreisend ihren heiligen Wandel; viele Leute aber hielten sie für eine „wunderbar listige und gewandte Frau“, welche die eigentliche Urheberin jener ausschweifenden Blutrache gewesen, und nun die Gewissensstimme durch Kasteien, Beten und Arbeiten, durch Armen- und Krankenpflege zu beschwichtigen und die Welt über die wahre Gesinnung ihres Herzens zu täuschen suche¹⁴⁰. Und zu diesen Leuten gehörte auch unser Bruder Berchtold.

Er vermied daher die Kirche zu Königsfelden und besuchte die (entferntere) zu Windisch. Dieses aber mußte der Königin auffallen; vielleicht waren ihr auch Aeufferungen ^[188] des greisen Einsiedlers zu Ohren gekommen, wodurch sich ihr Herz getroffen fühlte. In solchen Lagen erträgt der an Geist überlegene Theil die Selbstständigkeit des andern um so weniger. Das verletzte königliche Weib suchte Gelegenheit, dem widerspännigen Alten zu begegnen, und als er ihr einstmals in den Wurf kam, stellte sie ihn über sein Benehmen zur Rede.

Berchtold aber, in der geraden, rauhen Weise eines Waldbruders und ehemaligen Kriegsgesellen, erwiderte ihr: „Frau, es wird Gott nit gedienet, wann man raubt und Blut vergießt, darunter auch unschuldiges, und sodann Stiftungen thut. Gott hat ein großer Gefallen an der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Wie köstlich auch Euere Stiftung ist, so wird sie doch wiederum ze nüt werden, und nit länger wahren, dann etwann die Haselstaude hie.“

Diese Staude wurde hernach die „Strobelstaude“ genannt und blühte bis in die Zeiten der Kirchentrennung, wo sie der zürichische Chronist Bullinger in seiner Kindheit noch gesehen. Als sie im Jahre 1520 zusammenbrach, erfüllten sich die Worte Bruder Berchtolds; denn 1528

¹⁴⁰ So Tschudi I, 461, und selbst Pater Buzelin *Constant. ad ann.* 1309, tadelt die Königin.

wurde das Kloster Königsfelden vom Stande Bern aufgehoben und sofort in eine Hofmeisterei verwandelt¹⁴¹.

Es ist diese alte Ueberlieferung von der Wendung an, wo sie für die Königin Agnes ungünstig zu lauten beginnt, als eine Fabel, als eine Erfindung des schweizerischen Hasses gegen Oesterreich, erklärt worden¹⁴². Von der harten Aeußerung Berchtolds steht freilich nichts in der lobseligen Königsfelder Chronik, und wenn es dorten heißt, der Oftringer, der Bischofszeller und die vier späteren Brüder lägen alle im Kloster begraben, so schließt solches den Fall nicht aus, daß Ersterer [189] in seinem hohen Alter wieder dahin gebracht und sein Leichnam in die Klostergruft bestattet worden sein konnte.

Jedenfalls mußte Berchtold mit seinem Genossen sich vorübergehend irgendwo anders niederlassen, als man beim Aufbau des Klosters ihr Kirchlein mit der Bruderhütte niederriß. Und wenn uns der ehrliche Bullinger versichert, daß er die Strobelsstaude noch selber gesehen, wie daß zu seiner Zeit von der Einsiedelei des frommen Bruders noch Spuren da gewesen, so wüßte ich nicht, was mit einigem Grunde gegen diese Mitteilung einzuwenden wäre.

Die Ermordung Albrechts **I**, die Blutrache an seinen Mördern (sie soll bei 1000 Menschen um ihr Gut oder Leben gebracht haben) und die Gründung von Königsfelden waren Ereignisse, welche ihrer Natur nach eine erste Stelle in der mündlichen Ueberlieferung der Umwohner einnehmen mußten; mit ihrer Erinnerung aber war der Name des Bruders Strobel zu enge verknüpft, als daß derselbe nach kaum vier Menschenaltern schon verschollen sein konnte, während der Zeitraum von zwei Jahrhunderten für die Dauer eines Haselbaumes, wie solche in früherer Zeit bei uns vorkamen¹⁴³, auch nichts Unglaubliches ist. Es geschieht immer zu viel. Nachdem die Sagen Jahrhunderte lang als baare Wahrheit in die Geschichte verflochten worden, so schüttet man heutzutage im Sichten derselben das Kind mit dem Bade aus.

Das Geschlecht der Herren von Oftringen währte noch bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts. Der letzte Sprößling war Baron Karl, welcher eine Tochter der schafhausischen Patricierfamilie Keller von Schleithem zur Gemahlin hatte, und als kinderloser Herr sein Schloß zu Oftringen im Wutachthale mit allen zugehörigen Gütern und Rechten an das Stift Rheinau vermachte. Er verstarb 1678 und das nächste Jahr folgte ihm auch seine Wittwe, worauf der Graf von Fürstenberg die verschenkte Herrschaft als heimgefallenes Lehen in Besitz nahm. [190]

¹⁴¹ Diese ganze Erzählung ist nach Tschudi I, 252, gegeben, und nach Bullinger, dessen reichhaltige (handschriftl.) Züricher Chronik ich in zwei Exemplaren vor mir habe. Er gibt die angeführten Nachrichten Bd. I, Kap. 8, und Bd. III, Kap. 234.

¹⁴² Namentlich von Kopp, in dessen Urk. zur Geschichte der eidgenöss. Bünde, S. 85, und in der Geschichte selber IV, 118.

¹⁴³ Noch vor einem Jahrzehent stand im Schlosse zu Untergrombach eine mehr als 100jährige Haselstaude.

Erst 1686 wurde dieselbe dem Stifte wieder eingeräumt¹⁴⁴, welches bis in die neuere Zeit eine Statthalterei daselbst besaß.

Wie und wann die Veste Ofteringen bei Laufenburg als österreichisches Lehen von der Familie abgekommen, weiß ich nicht anzugeben. Wahrscheinlich hauste darauf eine besondere offeringische Linie, welche während des 15ten Jahrhunderts erlosch. Ihre Mauern wurden gebrochen, das Lehen schrumpfte immer mehr zusammen, und in dieser verkommenen Gestalt stand es am Schlüsse des 17ten Jahrhunderts dem laufenburgischen — Schulmeister Josef Ernst Schimpf zu!

Dieser arme, mit vielen Kindern beladene Mann gehörte einer alten freien¹⁴⁵ Hauensteiner Familie an, welche den Beinamen „Schmid“ führte und von Murg nach Laufenburg übersiedelte. Schon 1528 trug Kaspar Schmid für sich und seine Neffen „die Burg Ofteringen auf dem Laufen mit dem Dorfe und der Vogtei zu Rotsel“ vom Hause Oesterreich zu Lehen, und von damals an verblieb dasselbe — nur, wie gesagt, unter wachsender Verringerung seiner Bestandtheile, in der Hand der schimpfischen Familie bis 1814, wo der damalige Besitzer es vom Staate ausgekauft¹⁴⁶ oder allodifiziert hat.

Hauenstein.

Von Laufenburg an macht der Rhein eine starke Beugung gegen Süden, während die Landstraße am „Himmelreiche“ vorüber¹⁴⁷ in gerader Richtung durch's Freie zieht, bis oberhalb Luttingen, wo sie vom Strome so dicht an's Gebirge gedrängt wird, daß man eine Strecke weit die Felsen sprengen mußte, um ihr gehörigen Raum zu verschaffen. Hiedurch entstand der ^[191] Namen Hauenstein, ähnlich wie jener im Juragebirge. Derselbe gieng sodann auf die Veste und deren Vorburg über, welche an dieser Stelle erbaut wurden, wahrscheinlich zum Schutze und Dienste einer Zollstätte. Denn hier zeigte sich der beste Platz zur Erhebung eines Land- und Wasserzolles, und die Bedeutung des Ortes für die Herrschaft blieb auch lange Zeit vornehmlich eben dieser Zoll¹⁴⁸.

Schon von ferne erschien uns der Schloßhügel mit seinen wenigen Trümmern, einst der stolze Sitz des gewaltigsten Herrn dieser ganzen Rheingegend. Es giengen viele Stürme an dem alten Hauensteine vorüber; er hielt sie standhaft aus, bis im Jahre 1503 eine Unvorsichtig-

¹⁴⁴ Van der Meer, Gesch. des Stiftes Rheinau (Donösch. 1778), S. 172.

¹⁴⁵ „Konrad Schimpf zu Hochsal, Konrad Rowenhausen Schimpfen, Kunrad Rudolfs sel. Schimpfen Sohn, Kolman, Gertisen — frige Lüte.“ Säckinger Urkunde von 1335.

¹⁴⁶ Akten über das Burg Ofteringer Lehen von 1528 bis 1814.

¹⁴⁷ Ein Gewinn der Stadenhauser Gemarkung, zwischen dem Almendwalde und der Landstraße.

¹⁴⁸ Das österreichische Urbar aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts (herausgegeben in den Stuttg. Publikat. XIX) sagt: „Ze Howenstein (gehört der Herrschaft) der Zoll, der giltet zem meisten 70 pfund, zem minsten 30 pfund Baseler.“

keit des Burggesindes seine Ingebäude in Flammen setzte, unter denen sie in Schutt und Asche versanken¹⁴⁹. Aber sein Namen blieb nicht allein in dem ärmlichen Städtlein erhalten, welches aus jener Vorburg entstanden, sondern lebendiger und bedeutungsvoller in dem benachbarten Waldvolke, dessen eigenthümliches politisch-socials Leben und Wesen ein besseres Glück verdient hätte, als es gefunden.

Nachdem wir uns dem Orte genähert, suchte mein Blick zunächst das alte Wirthshaus zum Adler, welches auf der Rheinseite als Eckstein in traulicher Bescheidenheit den Eingang gehütet, und wo mir manches Stündlein, in gar verschiedener Lage, genuß- und lehrreich verfließen. Ich fand die Heerberge nicht mehr, sie war vor einiger Zeit in den Strom gestürzt. Auch die Nagelschmieden an der Burghalde hin, wo sonst von Männern und Frauen, Burschen und Mädchen so munter d'rauf gehämmert worden, bemerkte ich nicht mehr; denn der uralt hergebrachte, von freier Hand geschlagene Hauensteiner Nagel hatte dem modernen Stifte, den die Fabrikmaschine leichter und wohlfeiler liefert, allmählig weichen müssen. ^[192]

Dagegen überraschte mich am Ausgange des Ortes der großartige Viaduct des Schienenweges über die tiefe Schlucht des alten Schloßgrabens. Er verleiht der malerischen, so lebhaft an das Mittelalter erinnernden Gegend ein seltsames Ansehen und ruft in der Seele des Betrachters unwillkürlich eine Vergleichung zwischen Ehemals und Jetzt hervor.

Als der Gründer des Hauses Oesterreich noch auf dem Hauensteine saß¹⁵⁰, über den kleinen Planen brütend, wie er sich seine unbequemen Nachbarn, den stolzen Tiefensteiner, oder die frommen Brüder in der Neuenzelle, oder den ritterlichen Vetter zu Laufenburg, vom Hals schaffen und ihre Besitzungen aneignen möge — wie sah es damals wohl an diesem Rheingestade aus?

Von der Murg bis zur Schlucht, von Laufenburg bis Thiengen lagen außer Hauenstein erst zwei Oertlein an der Heerstraße, welche sich noch durch manches ungeheuerere Tannen- und Eichengehölze zog. Doch war dieselbe als der einzige Landweg zunächst am Rheine herab vielfach belebt durch Frachtwagen, Reisezüge, Marktleute und Wallfahrer. Der Graf gab gutes Geleite; denn er wollte Ordnung haben in seinem Gebiete — freilich oftmals auf eine Art und Weise, wie es auch ehrlichen Leuten nicht gefiel.

Da entwickelten sich in der Seele des kleinen Fürsten immer größere Plane. Er erbaute die Stadt Waldshut zum Schutze und als Hauptmarkt seines albgauischen Rheingeländes, und was früher den nächsten Nach-

¹⁴⁹ Stumpf, Schweiz. Chron. II, 374. Er nennt das Städtchen Hauenstein „ein schlechts Fleckle“.

¹⁵⁰ Rudolf von Habsburg war Graf zu Hauenstein mit der Oberherrlichkeit über den niedern Albgau. Er hielt sich gerne daselbst auf, weil es in der Nachbarschaft treffliche Jagden gab.

baren des Hauensteines gegoten, das galt jetzo den reichen Regensbergern und Tockenburgern, den mächtigen Prälaten zu St. Gallen und Basel.

Es war kein übler Plan, und die kaiserlose Zeit begünstigte die Ausführung desselben — die Landgrafschaften von Ober- Elsaß, vom Sundgau und Kletgau und Argau, die Herrschaften Werrach, Laufenburg und Hauenstein, die ^[193] kiburgischen Lande und was zwischen all' diesen Gebieten lag, zusammen zu werfen und zu einem abgerundeten, stattlichen Fürstenthume zu verschmelzen!

Hiernach strebte Graf Rudolf, und es war ein tüchtig Stück Arbeit. Dieser Mann aber gehörte zu den Auserwählten des Geschickes, denen noch mehr gewährt wird, als sie erlangen wollten. Dreißig Jahre nach der Tiefensteiner Fehde stand er nicht etwa als der mächtigste Herr am Oberrheine da, sondern als Herzog zu Oesterreich, als König zu Böhmen und als deutsches Reichsoberhaupt!

Und nun? Blicken wir umher von den Trümmern des Hauensteines — kein Stücklein des Landes, diesseits wie jenseits des Rheines, ist österreichisch geblieben. All' seine Vorlande vom Bodensee bis gegen Straßburg, diesen herrlichsten, gesegnetsten Theil, diesen Garten des deutschen Reiches, opferte das Erzhaus für die östlichen¹⁵¹ und südlichen Länder!

Wir wollen keine Betrachtungen darüber machen, was etwa hätte werden müßen, wenn das Haus Baden in Oesterreich nicht erloschen, und das Haus Habsburg in seiner schönen Heimath — in Alemannien verblieben wäre. Es wirken Gesetze in ganzen Geschlechtern, wie im einzelnen Menschen. Fürstenhäuser, welchen die Vergrößierungsliebe einmal eingeboren ist, ertragen keine Beschränkung auf den heimathlichen Boden; sie streben hinaus nach fremden Ländern, und haben sie deren erlangt, so fordert es die innere Nothwendigkeit solcher Reiche, sich nach Verlauf gewisser Zeiträume immer durch neue Erwerbungen auch neue Quellen des Bestehens zu eröffnen. So aber geht das Umsichgreifen dann in's Grenzenlose, bis ^[194] eine weltgeschichtliche Katastrophe den gewaltigen, aber gelockerten und untergrabenen Bau wieder in Trümmer wirft.

Kehren wir von diesem Gedankenausfluge zu den Hütten von Hauenstein zurück. Der Ort zählt keine 50 Familien und war vordem, wie gesagt, nichts Anderes als die Vorburg des Schlosses, worin sich die verschiedenen Dienstleute des Burgherrn angesiedelt. Sie lebten von ihrem Solde, von einer kleinen Landwirthschaft und den nothwendigsten

¹⁵¹ Oesterreich, wie Brandenburg, war ursprünglich eine Markgrafschaft zum Schutze der östlichen Reichsgränze gegen die slavischen Völker. Welche verhängnißvolle Zukunft war diesen zwei Vorländern vom Gesichte zgedacht! Sie wurden die Kerne, an welche sich die beiden deutschen Großmächte angesetzt. Nicht allein an seiner inneren Uneinigkeit ist das deutsche Reich zu Grunde gegangen — auch an seinen slavischen Vorländern. Und was werden dieselben ferner noch für eine Rolle spielen? Man kann sich einer trüben Ahnung nicht erwehren.

Gewerben, wozu seit Errichtung des Albrucker Schmelzofens noch die Naglerei kam. Auch war die Landstraße eine Nahrungsquelle für sie, indem die kleine Steige außerhalb des Städtleins für schwerere Fuhrwerke einen Aufenthalt und Vorspann verlangte.

Jetzt aber können die guten Hauensteiner zusehen, wie Leute und Güter hinter ihrem Felsen vorüber eilen. Die Landstraße ist verödet, und der mitten im Orte neu erbaute Adler wird wohl niemals die besuchte und unterhaltliche Heerberge werden, welche der alte gewesen.

Mancher Leser hat jedoch derlei Betrachtungen mit so schiefen Blicken auf die Gegenwart nicht gerne und möchte lieber Etwas hören aus dem Leben der ehemaligen Ritter von Hauenstein, wie sie auf ihrer Veste gehaust und sich unter ihren Standesgenossen in der Nachbarschaft umhergetrieben. Ich stände ihm schon zu Willen, wäre es nicht weit schwerer, von dieser geringen Familie zu erzählen, als von deren berühmten Lehen- und Dienstherrn, den Habsburger Grafen.

Ihre Ahnen hatten wohl zur Burgwache von Hauenstein gehört und sich den Namen der Veste beigelegt, weil sie daselbst wohnten und ihr Soldlehen besaßen. Gar manche solcher Familien machte ihr Glück, so oder so; die Hauensteiner verblieben aber arme Edelknechte, denen das Geschick auch nicht gestatten wollte, sich in der Geschichte auszuzeichnen. Vielleicht waren sie im Stillen desto bravere Leute, wenigstens habe ich nirgend etwas Schlimmes von ihnen verzeichnet gefunden.

Der Fürstabt Gerbert schreibt: „Im Bereiche der rheinischen vier Waldstädte gab es während des 13ten und folgenden Jahrhunderts auch Edle von Hauenstein, welche aber mit ^[195] den Herren gleichen Namens im Jura nicht zu verwechseln sind“¹⁵². Wirklich erscheint in sanktblasischen Urkunden schon 1215 neben andern Habsburgischen Dienstleuten **Liutoldus de Howenstein**, und nach ihm werden 1229 und 1260 die Ritter Konrad und Ulrich als Angehörige seiner Familie genannt¹⁵³.

Ritter Ulrich, dessen jüngerer Bruder geistlich geworden, war ein besonders frommer und ehrenfester Ministeriale des Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg, welcher von dessen treuer Anhänglichkeit und vielfachen Verdiensten so eingenommen worden, daß er sie urkundlich belobte. Freilich mögen es zunächst bloß Gelddarleihen gewesen sein, wodurch der gute Ritter dann selber so in's Gedränge kam, daß er sich genöthiget sah, von seinen Lehenstücken das eine und andere zu verkaufen, was ihm der dankbare Graf — *amore et meritis ipsius emollitus*, gern gestattete. Unter diesen Veräußerungen befand sich namentlich eine jährliche Korngilte von acht Maltern, welche Herr Ulrich (wir wollen

¹⁵² In seiner *historia Sylvae nigrae II*, 134. Mit Unrecht behauptet Kräuter (Gesch. der vorderöstr. Staat. II, 72), Hauenstein sei ursprünglich sanctblasisch gewesen.

¹⁵³ Herrgott I, 222, 364, 394, 400. Oberrhein. Zeitschr. V, 223.

nicht argwöhnen, daß es wegen Trinkschulden geschah) an den Tafernenwirth Gerweiler zu Laufenburg abtrat¹⁵⁴.

Seine Söhne waren höchst wahrscheinlich Johann und Ulrich, von denen man bestimmt weiß, daß sie das österreichische Burghutlehen von Hauenstein inne hatten. Denn sie ließen sich einfallen, von dem Stifte St. Blasien, weil dasselbe viele Güter und Leute in der Nachbarschaft besaß, eine jährliche Lieferung von zwei Pelzwämsern (Kürsen) und zwei Paar Schuhen für die Hauensteiner Schloßwächter zu verlangen. Da sich jedoch bei der Verhandlung über diese Ansprache kein Mensch aus früherer Zeit einer solchen Lieferung erinnern konnte, leisteten sie 1304 urkundlichen Verzicht darauf¹⁵⁵. [196]

Herr Johann von Hauenstein besaß die Ritterwürde und trug vom Stifte Säckinggen das Amt des Speicherwartes daselbst zu Lehen, weßwegen man ihn gemeinweg nur den „Speichwärtel“ hieß. Obwohl aber dieses Amt mit dem Besitze der Gießmühle außerhalb der Stadt, eines Gartens im Graben und anderer Stücke verbunden, also sehr einträglich war, so schlug er es 1311 dennoch wieder heim und begnügte sich mit seinen übrigen Lehen- und Pfandeinkünften¹⁵⁶.

Von seinen Nachkommen lesen wir noch den jüngern Ritter Johann und die Gebrüder Wilhelm und Erhart, von welchen sich ersterer 1356 eine Jahrzeitmesse im Münster zu Säckinggen stiftete, während Wilhelm

¹⁵⁴ Daselbst VI, 240.

¹⁵⁵ Da dieser Verzichtbrief die einzige Urkunde eines Herrn von Hauenstein ist, welche mir bisher vorgekommen, so theile ich dieselbe hier wörtlich mit: „Allen die diesen Brief sehen oder hören, künden wir, her Johans, Ritter, unde Vlrich sin Brueder von Howenstein, daz wir die ansprache die wir hatten wider das Gotzhus von sant Blesien, von der genannten Bürge wegen, dar umbe, daz wir sprachen, wan solte jerlich zwein wechtern vf die Bürg geben ze sant Martis tage zwo Kursenne vnde vier Schue. Der vorderunge, die wil wir der burg gewaltig sin, verzichten wir vns vnde erchennen vnde füriehen an diesem brieft, daz wir dar zue enhein recht hatten, wan es gedenket nieman, daz es je güschehen dur minne oder dur recht. Vnde har umbe so henke ich her Johans min Ingesigel an diesen brieft, zeime vrkunde der vorgeschriben sache, des ovch mich Vlrichen den vorgeanteten har vmbe bügnueget. Dir brieft ist geben ze Howenstein, in deme jare, do man zalte von Gottes geburt Drüzehenhundert jar vnde dar nach in deme fierden jare, an deme Dornstag nach sant Jacoben dult.“

Das Sigel dieser Urkunde, das einzige, welches mir von der hauensteinischen Ritterfamilie bisher zu Gesichte gekommen, zeigt einen quergetheilten Spitzschild, in dessen oberem Felde drei neben einander stehende Sterne erscheinen, während das untere eine gewöhnliche, die Farbe vom Metalle unterscheidende Schraffirung hat. Von der Umschrift ist nichts mehr zu lesen.

¹⁵⁶ Gerbert a. a. O. mit Bezug auf obigen Verzichtsbrieft, dessen Außenseite die Ueberschrift hat: *Litera domini Johannis militis dicti Spihwärtel super castro Hawenstain*. Zwei Urkunden des Stiftes Säckinggen von 1311 und 1347, worin das *officium dictum Spichwärtel* näher bezeichnet ist. Im österr. Urbar (S. 339 und 340) lesen wir: „Der Spichwarter von Sekhingen hat Pfandes ze Togeren und Kiesenbach 15 mutte roggen geltes unde 2 swin, ze Luttingen 15 stuk geltes.“

noch 1379 wohl als der letzte Sprößling seines Geschlechtes genannt wird¹⁵⁷. [197]

Waren aber diese Herren das Unbedeutendste, was es für die ober-rheinische Geschichte geben kann, so hat sich dagegen das kleine hauensteinische Volk in derselben eine so hervorragende Stelle erworben, daß auch unsere Nationalgeschichte es da nicht übergehen darf, wo sie in social - politischer Beziehung von den merkwürdigsten Stämmen Deutschlands redet. Nicht mit Unrecht werden die Hauensteiner als eine Art Nebenstück zu den Ditmarsen betrachtet.

Das Interessanteste und Belehrendste aus dem Leben unseres kleinen Waldvolkes sind der Ursprung und Fortgang seiner merkwürdigen Einungs-Verfassung und die Folgen derselben für seinen gesellschaftlichen Zustand. Ihre ehemalige Stattlichkeit und Wohlhabenheit verdankten die Hauensteiner vornehmlich dem wohlgeordneten Einungswesen; denn das Ländlein gehört nur im Rheinthale zu den besseren, weiter zurück ist es von mittelmäßiger Ergiebigkeit und auf der Höhe völlig rauh und unfruchtbar.

Wenn ich's nun versuche, dem Leser in wenigen Zügen einen Abriß der hauensteinischen Geschichte zu geben, so darf er glauben, daß es das Ergebnis einer längeren Beschäftigung mit den Urkunden und Akten sei, welche mir über diesen Landestheil noch in ziemlicher Anzahl zur Hand gekommen.

Ganz auffallend findet sich im Hauensteinischen neben einem kleinen, untersetzten, dunkelhäutigen, braunäugigen und schwarzhaarigen Menschenschlage ein hochstämmiger, weißer, mit hellblauen Augen und röthlichen Haaren. Ob nun ersterer von der keltischen oder von der romanischen Race herrühre, darüber wollen wir die Gelehrten im Streite lassen, jedenfalls gehört letzterer dem alemannischen Geblüte an.

Neben der körperlichen zeigt sich aber auch eine seelische Verschiedenheit, welche mehr zu Gunsten der weißen als der schwarzen Bevölkerung spricht. Daher mißachtete auch ehemals der Hauensteiner oberhalb der Alb, wo jene vorwiegend war, seinen Landsmann unterhalb des Flusses, wo diese die Mehrzahl bildete. Wie erklärt sich nun wohl eine so merkwürdige Erscheinung? Versuchen wir eine Erklärung. [198]

Sie hat ihren Ursprung sicherlich schon in dem Zeitalter, da die Alemannen das Land als Eroberer in Besitz nahmen und die alten Bewohner verdrängten oder unterjochten. Wie man hernach die Stifte zu Säckingen und St. Blasien mit Leuten und Gütern beschenkte, waren es meistens Leibeigene vom unterdrückten Stamme und Oedländer oder Waldstrecken, zu deren Anbau sich wieder nur Knechte

¹⁵⁷ Altes Necrolog des Stiftes Säckingen, worin die Jahrzeiten „Lütolds vnd Greten von Howenstain“, wie des „Spichwerters“ ohne Jahr, des Ritters Johann aber bei 1356 verzeichnet stehen.

fanden. Da aber das säckingische Gotteshaus, welches vorherrschend unter der Alb begütert war, ein weit höheres Alter zählte, als das schwarzwäldische Bruderstift, so ergibt sich's leicht, warum die Unterälbler zumeist, aus schwarzem leibeigenem Volke bestanden, während ihre Genossen ober der Alb größtentheils zu den Abkömmlingen der freien Alemannen zählten.

Durchgeht man nun die alten Urbare des Ländleins, wie überraschend tritt einem die Thatsache vor Augen, daß auch im Mittelalter die meisten freien Hauensteiner in den oberalbischen Höfen und Dörfern gewohnt! Wir lesen von den „frien Lüten“ zu Eschbach, Kuchelbach, Birdorf, Birkingen, Alpfen, Banholz, Brunnadern, und in den benachbarten Hinterhagischen Orten Gerweil, Stritmatt, Rozingen, Happingen, während in untermalbischen Gemeinden nur zu Hochsal, Schachen und Rotsel solche Freileute erscheinen¹⁵⁸.

Es wäre hier zu weitläufig, näher nachzuweisen, wie das Stift St. Blasien zu seinen verschiedenen Besitzungen an Leuten, Gütern und Rechten im Hauensteinischen allmählig gekommen¹⁵⁹. Genug, wir sind urkundlich überwiesen, daß die Bevölkerung der Grafschaft schon ursprünglich aus einer großen Zahl freier Familien bestand, deren Nachkömmlinge ihre freie Geburt zwar zu behaupten wußten, durch Uebernahme von stiftischen Gütern und Dienstbarkeiten jedoch immer mehr in die Fesseln der Hörigkeit verstrickt wurden. [199]

Während aber die Freileute so den Leibeigenen sich näherten, kamen auch diese, durch die Vortheile, welche der Krummstab seinen Unterthanen einzuräumen pflegte, den Verhältnissen der ersteren immer näher. Sie erlangten durch Verträge zu Gunsten der stiftischen Landwirtschaft allmählig eine Art von Verfassung, deren Rechtskreis schon einen ziemlichen Grad von Sicherheit und Freiheit gewährte.

Es wurde ihnen namentlich das Ehrenrecht eingeräumt, die Waffen zu führen, weil man ihrer Mannschaft zum Schutze des Stiftes und stiftischen Gebietes bedurfte. Sie erlangten ferner ein bedeutendes Jagdrecht, indem man ihnen gegen die Verheerungen des Gewildes erlauben mußte, auf Bären und Wölfe zu jagen, wobei ihrem Fange ebenfalls überlassen war, „Alles, so das Erdreich bricht und den Baum besteigt“, also Luchse, Füchse, Dachse, Marder, Iltise, Eichhörner, Auerhahnen, Birk- und Haselhühner. Und endlich genossen sie auch die freie Fischerei in allen Wassern der Grafschaft mit Ausnahme des Ibaches, der Alb und der Murg.

Rechnet man hiezu das wohlgeordnete, ihnen mehrfach verbrieftes Gerichtswesen mit doppeltem und dreifachem Rechtszuge, so bildete das Alles für die sanktblasischen Waldeute eine treffliche Grundlage,

¹⁵⁸ Im österr. Urbar von 1308 das „Offitium uffem Walde und ze Waltzhuot“. S. 46. Vergl. Zeitsch. f. Gesch. d. Oberrh. VI, 106.

¹⁵⁹ Ich habe die Erwerbungen urkundlich dargestellt in der oberrhein. Zeitschr. VI, 96 bis 125, 226 bis 257, 358 bis 382, 466 bis 487.

unter günstigen Umständen dem Stifte gegenüber eine gewisse Stufe von Selbstständigkeit zu ersteigen. Und diese Gelegenheit ergab sich auch — während der Thronstreite seit 1314, wo die Bevölkerungen des Reiches vielfach genöthigt waren, für den Schutz ihrer Sicherheit selber zu sorgen.

Die Hauensteiner schlossen damals eine „Einung zu Schutz und Schirm gegen innere und äußere Feinde“, was ihnen nach den herrschenden Begriffen weder der Landes- noch der Grundherr verwehren mochte. Diese militärisch-politische Verfassung bildete sich in Kurzem vortrefflich aus und brachte Wohlstand und Selbstgefühl unter das Volk. Sie war nicht allein eine starke Waffe desselben gegen alle Anmaßungen der Landes- und Grundherrschaft und ihrer Amtleute, sondern auch eine gesetzliche Basis und Gelegenheit, seine gemeinen Rechte immer mehr zu erweitern. [200]

Die Hauensteiner befanden sich dazu auf dem besten Wege, indem das Stift, seit es durch das Erlöschen der Zäringer wieder unmittelbar unter das Reich gefallen, bei der Schwäche des kaiserlichen Ansehens um so weniger Schutz genoß, als auch die Herzoge von Oesterreich ihre hauensteinische Grafschaft pfandweise wiederholt in andere Hände gaben, wo man die sanktblasischen Rechte selber wenig zu achten pflegte. Nun aber nöthigte gerade diese üble Lage den Abt, der Reichsunmittelbarkeit zu entsagen und sich 1370 in die Arme der Herzoge zu werfen, welche sofort als erbliche Schirm- und Kastenvögte von St. Blasien eine ganz besondere Neigung für das gute Stift bewiesen und dessen Unterthanen in strengem Gehorsame zu halten bestrebt waren.

Das Waldvolk bemerkte die Folgen dieses Schrittes schon im ersten Jahre an dem entschiedeneren — vielleicht anmaßlichen, gewaltthätigen Auftreten der sanktblasischen Amtleute. Die Klugheit ist in solchen Fällen bei den Herren ein seltenes Ding; unter dem Vorwande der Ordnung und Gerechtigkeit wird öfters Erwerb getrieben oder Rache geübt und dadurch böses Blut in die beste Sache gebracht — an den verderblichen Folgen für Land und Volk scheint wenig gelegen!

Im Hauensteinischen entstand 1370 zunächst wegen Verhaftung eines Einungsgenossen die gereizteste Stimmung, welche endlich einen so gewaltsamen Ausbruch nahm, daß das Volk mit Glocken stürmte, sich zusammenrottete, den Gefangenen befreite und die stiftischen Amtleute und Diener mit Schmach- und Drohworten verfolgte. Die Landesherrschaft ahndete Solches sehr streng; aber 1412 wiederholte sich der Fall, wobei „die Gemein' zugelaufen, des Abtes Amtmann mit seinem Knecht gefangen, sodann mit Ungestümigkeit vor das Kloster gefallen und ihm das Vieh und andere Ding' genommen.“

Das Gericht, welches über diesen „Aufruhr“ von Herzog Friderich niedergesetzt worden, verurtheilte die Waldleute in eine Strafe von 100 Pfund Goldes und zum Ersatze des verursachten Schadens, mit der

Erklärung, daß „die Einung auf dem Wald‘ weder die Landesherrschaft noch das Stift, sondern [201] bloß fremde und unbekannte Leut‘ belangen soll.“ Das Volk hatte den Ausdruck seines Einungsbriefes „gegen innere und äußere Feinde“ anders verstanden, da ihm Anmaßungen und Rechtsverletzungen der herrschaftlichen und stiftischen Amtleute billig für die gefährlichsten Feinde im Innern galten.

Mit dem Jahre 1370 begannen nun auch die herzoglichen Schirmbriefe für St. Blasien, wie die Verträge desselben mit seinen hauensteinischen Unterthanen über Fastnachthühner, Fall und Erbschaftsrechte, aus welchen unschwer zu erkennen ist, wie das Stift — unter dem bereitwilligen Schutze des Hauses Oesterreich bemüht war, seine Leibeigenschaftsrechte wieder strenger geltend zu machen und gelegentlich zu erweitern¹⁶⁰.

Es begreift sich daher, wie das Wort leibeigen den Hauensteinern immer verhaßter wurde und wie dieselben bei ihren Erinnerungen an uralte Freimannen des Landes, bei ihrem Waffen- und Jagdrecht, bei ihrer selbstständigen Verfassung und ihren kaiserlichen Bestätigungsbriefen, zu dem Glauben gelangten, ursprünglich reichsfreie Leute gewesen zu sein, welche man allmählig in das Joch der Unterthänigkeit gezwungen!

Und ebenso begreift es sich, wie die manigfachen Verhältnisse der hauensteinischen Waldleute in ihrer Beziehung zur Landesherrschaft, zum Stifte St. Blasien und zur Einung, in ihrer verschiedenen Eigenschaft als Besitzer eigenthümlicher Grundstücke, als Inhaber freier Güter, herrschaftlicher und gotteshäusischer Zins- oder Lehenstücke, zu einer Mischung von Freiheit und Hörigkeit führten, welche schon frühe die Quelle vieler Mißverständnisse, Irrungen und Rechtshändel war. Leider nun griffen dieselben immer gefährlicher um sich unter dem kleinen [202] Volke, bis sie im vorigen Jahrhunderte die Mutter einer blutigen Empörung wurden¹⁶¹.

Die Hauensteiner Unruhen gegen das Stift St. Blasien hatten aber neben jenen alten Beschwerden noch eine andere Quelle in der Eifersucht der unfreien gegen die freien Einungsleute. Jene fühlten sich zurückgesetzt, gekränkt, beeinträchtigt; sie wollten als Verfassungsgenossen das Gleiche gelten, was die Freien, wollten zuerst nicht mehr leibeigen, sofort auch nicht gotteshouseigen genannt sein, und

¹⁶⁰ Sahen sich ja selbst die österreichischen Amtleute 1385 veranlaßt, den Abt zu bitten, „daz er ansehe, wie sine Lüte uf dem Schwarzwald sinem Gotzhus dik und vil gedienet haben, und ouch bi demselben in solcher maß gesessen sien, und den mengfaltigen großen Gebresten und Kumber, der dieselben in mengem Weg angefallen“, und daher wegen der obschwebenden Streitigkeiten einen billigen Vergleich mit ihnen schließe. Eingangsworte zum Waldshuter Vertrag von 1385.

¹⁶¹ Ich habe die Verhältnisse zwischen dem Stifte St. Blasien und den Hauensteinern in der oberrhein. Zeitschr. VII, 99 bis 126. 228 bis 256, 328 bis 350, urkundlich zusammengestellt.

verweigerten dem Abte die Huldigung auf den Laut dieses Ausdruckes hin.

Dabei spielten dann die Weiber und Mädchen eine bedeutsame Rolle. Die Freien ließen den Vorzug ihrer Geburt oft zu übermüthig gegen die übrigen aus, und diese schütteten derlei Demüthigungen ihren Männern und Burschen in die Schuhe. Sie stachelten dieselben auf, entflammten sie zum Aufruhre, um das Joch der Leibeigenschaft vom Nacken zu schütteln.

Endlich erreichten die Unfreien ihren nächsten Zweck. Die vorderösterreichische Regierung selber veranlaßte das Stift, dem leidigen Hader dadurch ein Ende zu machen, daß 1738 es den Hauensteinern gestattete, sich um 58,000 Gulden von den Fesseln der Leibeigenschaft völlig loszukaufen¹⁶². Aber die Abneigung zwischen den alten freien und unfreien Familien hatte zu tief gewurzelt. Es bildete sich im Schoße der letzteren eine Partei von Unzufriedenen, welche den Loskauf auf alle Weise verdächtigten und zu Umtrieben benützten.

Wofür sich loskaufen? Ihre Vorältern waren ja von Uraltem her frei gewesen und nur durch die Gewalt und List des Stiftes in die Leibeigenschaft herabgedrückt worden! Für diesen Glaubenssatz gab es allerdings manches Zeugniß in der Geschichte; aber die volksthümliche Ueberlieferung schloß von einzelnen [203] Fällen auf's Allgemeine und gestaltete sich zu einer geheimen Lehre, worin die religiösen und politischen Anschauungen der Partei ihren Ausdruck und ihr Orakel fanden.

Die Seele der Unzufriedenen war der Salpetersieder Albiz und das Haupt der Gesetzlichen der Einungsmeister Tröndlin, dessen ich schon oben erwähnte. Beide waren ausgeprägte Charaktere und bezeichnen durch ihre Persönlichkeit jeder als wahrer Typus seinen Anhang¹⁶³.

Man hat über den sogenannten „Salpetererkrieg“ eine eigene Schrift von dem ehemaligen St. Blasier Lucas Meier, auf welche ich hier verweisen muß¹⁶⁴. Sie schildert eine Aufregung, eine Parteileidenschaft, ein Spiel von blindem Glauben und treuloser Ränkesucht, wie dieselben alle Agitationen und Kämpfe solcher Art von jeher bezeichnet haben.

Um aber die Schmach der traurigen Verirrung eines sonst biedern Volksstammes nicht allein auf ihm lasten zu lassen, müßen wir billig fragen: Wer versündigte sich auch außer ihm bei der Sache? Die wenigen Rädelsführer in ihrer beschränkten Verschmitztheit hätten es so weit nicht bringen können, wäre der verwickelte Stoff des Haders von Oben

¹⁶² Der Manumissionsbrief des Abtes und der Revers der Grafschaft sind gegeben zu Gurtweil am 15ten Jänner 1738. Daselbst VII, 343.

¹⁶³ Von Albitz besitzt man meines Wissens kein Bildniß, von Tröndlin dagegen wohl mehr als eines. Dasjenige im unteren Wirthshause zu Dogern, dessen ich oben erwähnte, haben wir, nach der Kopie von Lucian Reich, in einer Lithographie von Heinemann diesen Blättern beigefügt.

¹⁶⁴ Herausgegeben (mit der Lebensbeschreibung des Verfassers) von **Dr.** Heinrich Schreiber (Freib. bei Waizenegger, 1837).

herab mit redlicher Genauigkeit untersucht und dargelegt worden. Allein es wurde, wie meistens in solchen Fällen geschieht, oberflächlich von heute auf morgen gehandelt. In Wien machte man den Leuten anfänglich halbe Hoffnungen, und als das Unkraut dieser Halbheit aufgieng, schlug man die Bethörten mit den Waffen nieder und führte sie, wie Galeerensklaven an einander geschmiedet, nach Ungarn und Siebenbürgen in's Elend!

Den wahren Ursprung des Uebels erblickte man natürlich in der hauensteinischen Verfassung und beschnitt sie. Das war den Herren freilich ein Leichtes; aber ein so einfaches, verständig ^[204] geordnetes, den Volksverhältnissen angemessenes und praktisch wohlthätiges Werk zu schaffen, hätte wohl alle Weisheit ihrer gelehrten Staatskunst nicht vermocht.

Nach dieser traurigen Zeit zerfiel das patriarchalische Bauernleben im Hauensteinischen, und während der Wohlstand des Landes abnahm, wuchs die unbemittelte Klasse seiner Bevölkerung immer mehr heran. Man suchte nun durch die Industrie zu helfen; es wurden, namentlich durch den Fürsten Gerbert, Weber- und Spinnereien eingeführt, welche wieder viele Familien wohlhabend machten.

Aber die guten Hauensteiner mit ihrem kleinen Gewerbe konnten neben dem immer in's Größere wachsenden Fabrikwesen nicht bestehen. Erlahmung und Verarmung nahmen wieder zu, und gegenwärtig — wie ist die Bevölkerung des einst glücklichen kleinen Landes da und dort eine verkommene!

Aus meiner Jugend erinnere ich mich lebhaft, wie damals im Hauensteinischen das altherkömmliche Leben noch überall vorgeherrscht. Ich kannte noch den letzten Redmann, mehrere Vögte und Einungsmeister. Sie hatten etwas ganz Eigenthümliches in ihrem einfachen, kernhaften Wesen — eine saubere und männliche Anständigkeit in der Tracht und Haltung, eine eigene entsprechend veredelte Sprechweise und eine gewisse diplomatische Feinheit gegen Höhergestellte. Gewiß mußte man sich, wie's in der Kaiserstadt der Fall gewesen, überall auswärts einen hohen Begriff von dem Achtmann-Volke ¹⁶⁵ bilden, welches solche Vorsteher vertraten.

Ich sah noch Mädchen und kleine Buben mit Schnozhüten, Männer mit rothen Wollenhemden, und neben den schwarzen noch rothe und hellblaue Jacken. Aber auch die Unglücksvögel, die Vorboten des einreißenden Zerfalles, sah ich ^[205] schon — jene Tschöplebuben, welche in ihrer schwarzen „Zipfelkappe“, ihrem kurzen dunkelblauen „Tschopen“ und ihren langen und weiten naturfarbigen „Zwilchhosen“, mit einem Quersacke über der Schulter und einem schwarz gerauchten Kölner

¹⁶⁵ Das kleine Land zerfiel durch den Ibach und die Alb in eine östliche und westliche, wie durch den alten Landhag in eine nördliche und südliche Hälfte, also in vier Viertel oder Orte, wovon jegliche aus zwei, das Ganze also aus acht Einungen bestand, welche von eben so viel Einungsmeistern repräsentiert wurden, daher obiger Ausdruck.

Stumpfen im Munde, als Alteisensammler so verdächtig das Land durchzogen. Sie waren meistens „Badische“ (d. h. beim landesherrlichen Militär) gewesen und hatten nach ihrer Heimkunft nichts mehr von der alten Tracht wieder angenommen, als den mittelalterlichen Haarschnitt.

Aber ungeachtet nun seither durch Armuth und Gleichgiltigkeit, durch fremden Einfluß und andere Umstände die charakteristische Kleidungs- und Lebensweise der Hauensteiner sehr geschmälert worden, so bietet das kleine Land und Volk dem feineren Beobachter gleichwohl noch mancherlei Eigentümliches und Merkwürdiges dar, wovon uns Scheffel mit seinem frischen Humore schon Einiges höchst anziehend geschildert hat¹⁶⁶.

Waldshut.

Nachdem wir den Hauensteiner „Stich“ hinter uns hatten, gieng's tapfer der obersten Waldstadt zu. Albbruck und Togern riefen mir mancherlei Bilder aus der Jugend zurück, freudige und leidige, welche mich beschäftigten, bis der Waldshuter Stich uns veranlaßte, abermals auszusteigen und etliche hundert Schritte zu Fuße zu machen. Dann aber, unser Conducateur litt es nicht anders, mußten wir uns wieder einsetzen und postordnungsgemäß in die Stadt vor's Posthaus fahren lassen.

Hier aber begegnete mir gerade der alte Universitätsfreund, welchen ich zu besuchen vorgehabt, und der führte mich in ein neu errichtetes Bierhaus¹⁶⁷. Diese Wirthschaft, ^[206] vor dem oberen Thore; hat eine sehr günstige Lage, welche dem Besucher die lieblichste Aussicht gewährt, zunächst auf den tiefen Stadtgraben mit der Brücke, auf den südöstlichen Theil der Stadt mit dem hohen obern Thore, dem alten Jägerhause¹⁶⁸, dem ehemaligen Blasier-Hofe und der alten Wald-

¹⁶⁶ Diese treffliche Schilderung findet sich im Stuttg. Morgenbl. v. 1850.

¹⁶⁷ Hier muß ich eine nothgedrungene Anmerkung machen. Es ist mir von verschiedenen Freunden bedeutet worden, daß ich in meinen Fahrten und Wanderungen „zu viel vom Einkehren rede.“ Die Einen fänden derlei Angaben überflüssig, die Anderen gar unanständig. Wenn ich aber einen schönen Ausflug gemacht und dem Leser nun von derselben Gegend, von ihren Bewohnern, Schicksalen und Merkwürdigkeiten getreulich erzähle, daß er seine Freude daran hat und Lust darnach bekommt; soll es mir da nicht gegönnt sein, ihm auch zu sagen, wo ich ein gutes Plätzlein der Erfrischung gefunden und bei einem Glase einheimischen Erzeugnisses mit dem oder jenem alten Bekannten ein angenehmes Stündlein verplaudert? — Sei man billig und verarge mir die Erwähnung solcher Einkehren nicht, welche zu einer fröhlichen Wanderung so nothwendig gehören, wie die Musik zum Tanze.

¹⁶⁸ Nach der ältesten Chronik von St. Blasien soll auf dem Bereiche der Stadt Waldshut schon unter den Ottonen ein kaiserliches Jagdhaus gestanden sein, welches nachmals auch Rudolf von Habsburg zuweilen bewohnt habe. Die Sage findet dasselbe nun in dem alterthümlichen Gebäude, welches zwischen dem Obernthor und dem ehemaligen Blasierhofe liegt, und nennt es das Jägerhaus der Erzherzoge von Oesterreich.

vogtei am Rande der steilen Uferecke, sodann auf den stattlichen Rhein und das freundliche Schweizergestade.

Im Genusse dieser wunderlieblichen Aussicht, begünstigt vom freundlichsten Himmel und von der herrlichsten Bergluft, saßen wir da bei trefflichem Biere und gewährten unseren Herzen den vollsten Erguß ihrer Gefühle und Erinnerungen. Denn in solchen Stunden zeigt sich das Leben von seiner angenehmsten Seite, und vor dem Zusammenwirken der Eindrücke eines heitern Tages, einer schönen Natur und eines glücklichen Wiedersehens verschwindet Alles in den Hintergrund, was sonst die Seele drückt und verdüstert.

Endlich rief uns die Mittagsglocke zurück in's Städtlein, wo mir die Wohnung des Freundes auf der Sommerseite der breiten Hauptstraße gastlich entgegenschimmerte. Ich betrachtete nochmals diese Straße, welche, abgeschlossen zwischen ihren beiden Thoren, mit dem Rath- und Posthause, dem Gasthofs zum Rebstock, der alten Mezig und zwei weiten Röhrenbronnen, wie ein länglicher großer Marktplatz erscheint.

[207]

Dergestalt bietet dieses Waldshut bei heiterer Witterung einen eben so stattlichen als freundlichen Anblick dar. Man glaubt in eine Schweizerstadt zu treten und findet mit Vergnügen noch manchen Ueberrest von mittelalterlichem Gepräge. So unter Anderem verschiedene Wandgemälde, welche Heiligenbilder, Wappen, Thiere und dergleichen darstellen. Wiederholt erinnert ein österreichischer Wappenschild mit dem stolzen Helmschmucke des Pfauenschweifens an die verhängnißvollen Tage von 1468, wo es nahe daran gewesen, daß Waldshut wirklich eine Schweizerstadt und das Hauensteiner Ländchen ein „Vorwerk der Eidgenossenschaft“ geworden.

Denn nachdem die Eidgenossen schon früher die Städte Laufenburg und Waldshut hatten zu gewinnen gesucht, sollte es 1468 Ernst gelten, und letztere wurde während einer mehrwöchentlichen Belagerung so heftig beschossen, daß sie einem Sturme nicht hätte widerstehen können. Diesen aber verhinderte die Eifersucht der eidgenössischen Anführer unter sich, und es kam der Waldshuter Friede zu stand, welcher die Keime des Burgunderkrieges in sich trug¹⁶⁹.

Wäre derselbe nicht erfolgt und Waldshut genommen worden, dann bildete jetzt nicht der Rheinstrom, sondern der Höhenzug des Randen und südlichen Schwarzwaldes unsere Gränzscheide gegen die Schweiz, und die Hauensteiner wären noch immer die Genossen der Frickthäler, mit welchen sie ehemals die gleiche Tracht und Mundart gehabt.

Um aber auf die Waldshuter Wandgemälde zurückzukommen, so zieht besonders eines derselben die Blicke der Fremden auf sich und erregt ihre Neugier — das auf der innern Seite des untern Thorthurmes. Es stellt einen Wäldermann vor mit überaus großem Hute, das soge-

¹⁶⁹ Anshelm, Bern. Chron. I, 82, und Tschudi, Schw. Chron. II, 688.

nannte „Waldshuter Männlein“, dessen „Ursprung mit dem Beginne und Namen der Stadt zusammenhängt.

Nachdem nämlich Graf Rudolf von Habsburg mit seinem Bruder Albrecht, welcher ein Domherr zu Straßburg war, ^[208] das alte Jagdhaus bei Stunzingen zu einem „Schloß und Städtlein“ erhoben, handelte es sich um die Benennung desselben. Zu diesem Behufe habe, wie die Sage¹⁷⁰ erzählt, der Rath der neuen Bürgergemeinde sich versammelt und einen lockenden Preis ausgesetzt für den Finder des geeignetsten Namens. Wie nun aber lange Zeit Niemandem ein solcher eingefallen, sei ein kleines Wäldermännlein vorgetreten und habe den blanken Preis mit den Worten in seinen Hut gestrichen:

„Vergönnt mir nicht das Silber gut,
Und nennt die Stadt „des Waldes Hut.“

Das Waldshuter Männlein gehört indessen nicht bloß der Sage an, sondern bildete wirklich das Wappenbild des ältesten Stadtsiegels. Ich habe ein solches vor mir an einer Urkunde von 1277, also aus den ersten Zwanzigerjahren der neuen Stadt. Es zeigt auf dem einfachen und einfach umschriebenen Spitzschilde die Gestalt eines Wälders mit dem Wanderstocke in der einen Hand, während die andere zwischen der Brust und dem Bande steckt, woran ihm der hochgupfige Hut über der Schulter hängt. Das munter dahinziehende Männlein trägt enge Beinkleider¹⁷¹, einen faltigen bis kurz ober die Kniee reichenden Wamsrock und sein starkes Haar nach hauensteinischer Weise geschnitten.

Das lange Haar deutet aber wohl den freien Wälder an, welcher sich ohne nachjagenden Herrn auf die Wanderung begeben darf, und daß er seinen Hut über die Schulter geworfen, weiset auf die einfache Sitte der Zeiten hin, wo man das Haupt nur bedeckte, wenn's der Sonnenstich oder Regenschlag befahl, gewöhnlich aber bloß trug, wie solches heute noch in manchen Gebirgsgegenden der Fall ist.

Aber warum befindet sich der Mann auf dem Wege, und wohin zieht er? Ich denke, es ist ein freier Hauensteiner, welcher vom Walde herab nach der neuen Stadt wandert, um sich ^[209] im Schutze ihrer Mauern und Privilegien niederzulassen. Denn auf diese Weise wurde Waldshut ursprünglich bevölkert, wie noch die Namen etlicher der ältesten Bürgergeschlechter bezeugen, welche die benachbarten Orte bezeichnen, woher diese Familien gekommen. Ich führe nur die Hürlinger an.

Später vertauschten die Waldshuter in ihrem Stadtsiegel das Männlein mit dem Habsburgischen Löwen, welcher ihnen zur Anerkennung ihrer standhaft treuen Gesinnung für das Erzhaus Oesterreich im Jahre

¹⁷⁰ Schnetzler, Badisch. Sagenbuch I, 126.

¹⁷¹ Die kurzen Pumphosen, welche man ehemals am ganzen Oberrheine trug, und welche die Hauensteiner mit einigen Schweizerdörfern noch jetzt gemeinsam haben, reichen wohl nicht über das 15te Jahrhundert hinauf.

1468 verliehen worden. Es ist aber sehr löblich, daß sie dasselbe nicht völlig aufgegeben, sondern als Wandgemälde des unteren Thores dem „Leuen“ an dem oberen gegenüber gestellt haben.

Das Waldshuter Männlein stand jedoch nicht allein und vereinsamt im Bereich der vier Waldstädte, es hatte noch einen Kameraden — freilich keinen, mit welchem man gerne Gesellschaft macht. Denn auch die Stadt Säckingen führte anfänglich ein Männlein in ihrem Sigel, nur ein ganz anderes! Eine Gestalt in langem, faltigem Gewande, dessen Kapuze steif und weit zurücksteht, mit Stab und Tasche in der Rechten und eine Schale in der emporgehobenen Linken — was sollte diese Gestalt wohl bezeichnen?

Was anderes, höre ich sagen, als den Patron des Ortes, den heiligen Fridolin! Er erscheint im Pilgerkleide, den Wanderstab und die Tasche mit den Reliquien des heiligen Hilarius in der einen, den Becher Klodewigs in der andern Hand. Als der Mann Gottes nämlich einst an der königlichen Tafel saß und ein Page den Becher des Königs fallen ließ, fügte Fridolin die Stücke desselben wieder völlig zusammen, welches Wunder mehrere der anwesenden heidnischen Großen veranlaßte, sich sogleich zum Evangelium zu bekennen.

So führten ja auch die Glarner den heiligen Fridolin im Reisehabit mit dem Pilgerstabe und den Hilariusreliquien gleichfalls als Sigelbild. Und was hätten sich die Säckinger für ein entsprechenderes Wappen wählen können, als ebendasselbe? Allein das säckingische Sigelbild gleicht dem Heiligen des Glarner Wappens noch weniger, als dieser dem Waldshuter Männlein. ^[210]

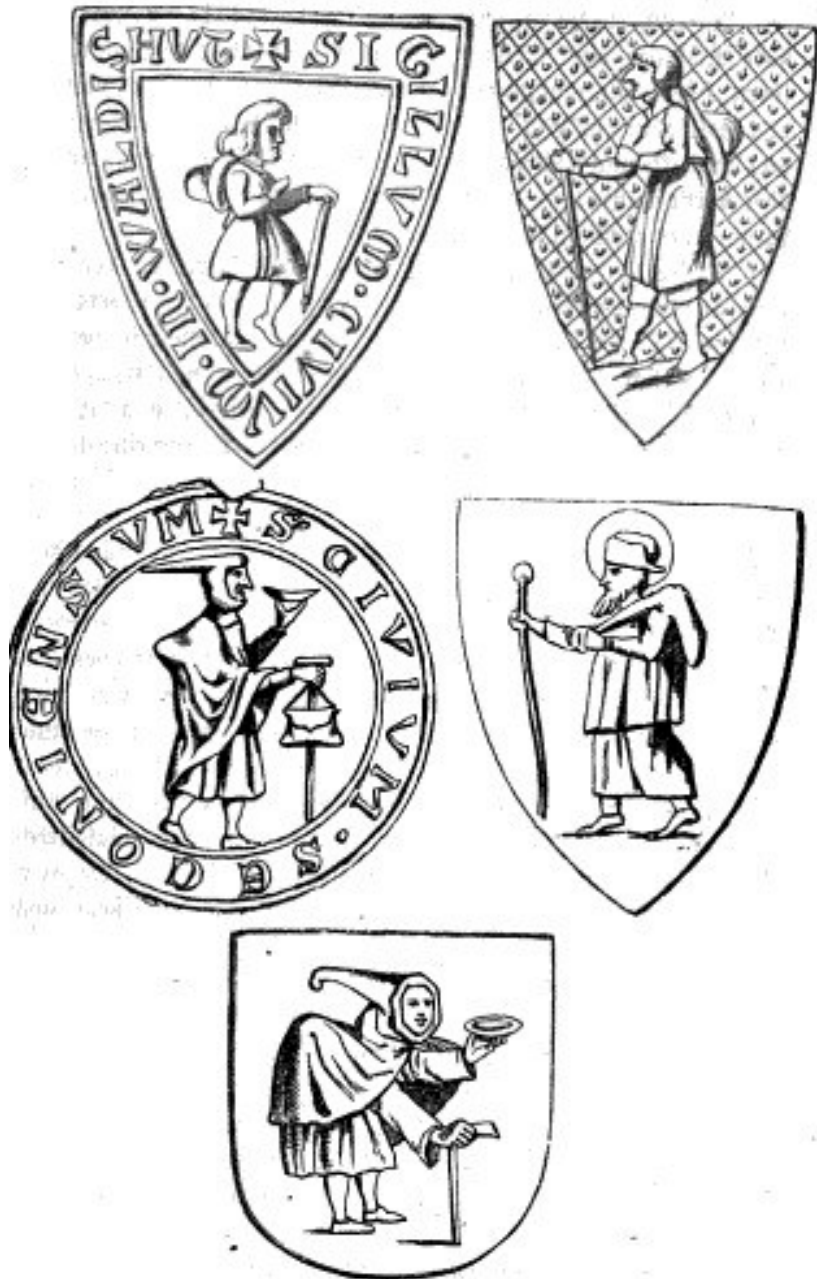
Auf dem Wappenschilder von Glarus erblicken wir den Apostel der Alemannen mit dem eigentlichen Pilgerhute und Pilgerstabe, das Säcklein mit den Reliquien des heiligen Hilarius über dem Rücken, wie Fridolin es zu tragen pflegte, und um das Haupt den Heiligenschein. Der Krückenstock des Säckinger Mannleins aber ist kein Pilgerstab, seine Kapuze mit dem langen Zipfel kein Pilgerhut, sein Höcker kein Reliquiensäcklein, und von einem Nimbus zeigt sich keine Spur. Dagegen gleicht seine Figur auf und nieder dem Bilde eines Leprosen oder Siechen, wie diese Kranken im Mittelalter dargestellt wurden und auf Wappen auch anderwärts noch vorkamen, wie bei den Oppenheimer Burgmännern von Schürgenloch ¹⁷².

Denn die Siechen, namentlich die Maselsüchtigen oder Aussätzigen, mußten besonders gekleidet sein, zumal wenn sie sich aus ihrer Heimath entfernten, um als Leute, welche man fliehen soll, sogleich erkannt zu werden. Sie trugen ein weites, alle Körpertheile möglichst verhüllendes Unter- und Oberkleid von grauer oder gelber Farbe und

¹⁷² Zum besseren Verständnisse habe ich in der nebenstehenden bildlichen Beigabe zunächst das älteste Waldshuter Stadtsiegel, daneben das spätere aus dem 14ten Jahrhunderte, sodann das Säckinger Stadtsiegel und das Sigel von Glarus, wie endlich das Schürgenlocher Wappenbild mitgetheilt.

über den Kopf eine langgeschwänzte Kapuze gezogen, unter welcher gerade nur der Haupttheil des Gesichtes hervorblickte; sodann führten sie eine Schaafe mit sich, entweder zum Einsammeln von Gaben, oder weil sie aus keinem fremden Gefäße essen und trinken durften, und eine Tasche für den Vorrath ihrer Speise.

Wie nun aber kamen die Säckinger zu einem so ominösen Sigelbilde? Die Familie von Schürgenloch¹⁷³ mag das ihrige von einem Ahnherrn geerbt haben, der — vielleicht ein „armer Heinrich“ gewesen und es aus Dankbarkeit für seine Heilung angenommen. Was jedoch kann eine ganze Bürgerschaft veranlaßt haben, das Bild eines Siechen zum öffentlichen und urkundlichen Symbole ihrer „Körperschaft“ zu wählen?



¹⁷³ Vergl. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins VI. 247.

Wirklich ebenso eine Art von Dankbarkeit. Denn, wie viele Wäldner aus ökonomischen oder politischen Gründen von ihren Höhen an den Rhein herabzogen, um hinter den Mauern von Waldshut ihr Heil zu suchen, so wallfahrten die Kranken aus dem Kletgau, Albgau und Frickgau nach Säckingen, um in dem dortigen Bade, unter dem Patrocinium des heiligen Fridolin, ihre Heilung zu erlangen.

Dieses Bad stammte noch aus den Römerzeiten her und war auch unter den Deutschen stark besucht. Ihm verdankte daher der Ort Säckingen vielleicht seinen hauptsächlichsten Erwerb. Selbst der heilige Fridolin erhielt von den dortigen Gästen die ersten Gottesgaben für seine Klosterstiftung¹⁷⁴, wodurch dieselbe in den Augen der christlichen Bekenner eine höhere Weihe gewann. Und in diesem Sinne wohl haben die Säckinger das Bild eines Siechen in ihr Stadtsiegel gewählt. Später freilich gaben sie, gleich den Waldshutern, ihr ursprüngliches Siegelbild auf und nahmen dafür, nach dem Laute ihres Namens, einen Sack in's Wappen.

Kehren wir aber von diesem sphragistisch - heraldischen Absprunge nach der obersten Waldstadt zurück, wo jetzt durch den Ausgangspunkt unserer Oberländer Eisenbahn ein so munteres Leben herrscht.

Waldshut spielte von seiner Gründung an bis zur Auflösung des deutschen Reiches in der Rhein- und Waldstrecke zwischen Schafhausen, Sanct-Blasien und Rheinfeldern die vornehmste Rolle, und wahrscheinlich würde es zu einem noch viel bedeutenderen Gemeinwesen herangewachsen sein, hätte ihm nicht die Grundbedingniß dazu gemangelt — eine entsprechende Orts-Gemarkung.

An der Stelle, wo die Stadt gelegen ist, befanden sich zuvor das Dörflein Stunzingen und ein herrschaftlicher Forst, an dessen Grenzen die ziemlich ausgedehnten Gemarkungen von Thiengen, Gurtweil, Dogern und Eschbach stießen. Das stunzingische kleine Gebiet und was von dem Waldboden dazu ^[213] geschlagen ward, bildete somit das erste Markthum der neuen Bürgerschaft, welches später nur dadurch noch einen namhaften Zuwachs erhielt, daß die Waldshuter von der thiengen'schen Herrschaft das untere Schlatt erwarben¹⁷⁵.

Diese Beschränktheit ihres Grundes und Bodens nöthigte wohl die Stadt, nach reichen Hintersaßen und Ausbürgern zu trachten; wenigstens wohnten vermögliche Leute vom Walde und adelige Familien aus dem Klet- und Albgau zu Waldshut, und der Geschäftskreis des dasigen Rathes und Gerichtes war kein geringer.

An Wald und Wiesen hatte man weniger Mangel und der südliche Abhang des Haspelberges trug viele altbebaute Weingärten; das Getreidefeld aber war höchst unbedeutend. Indessen konnte der Um-

¹⁷⁴ Mone, Bad. Quellensamml. I, 14.

¹⁷⁵ Vergl. meinen Versuch einer Gesch. von Waldshut (Freib. 1832). S. 6. Die ausführlichere Darstellung der Schicksale dieser Stadt eignet sich zu einem besondern Aufsätze der Badenia.

stand, daß mehrere Einwohner von auswärtigen Gütern beträchtliche Fruchtgiltten bezogen, hier das Fehlende ziemlich wieder ersetzen.

Wir sehen also, wie Waldshut durch seine Gemarkungsverhältnisse darauf angewiesen war, eine bescheidene Gränze der Ausdehnung nie zu überschreiten, so sehr es durch seine politische Lage geeignet gewesen, eine zahlreiche Bevölkerung zu gewinnen. Diese Thatsache drückte sich recht bildlich auch darin aus, daß derjenige Theil des Stadtbezirkes, welchen die alten Ringmauern gegen das Gebirge zu umschließen, noch bis heute nicht überbaut und bewohnt worden.

Gurtweil.

Nachmittags begleitete mich mein gastlicher Freund über den Hungerberg, auf schattigem Waldwege, nach Gurtweil, dem freundlichen Dorfe an der Schlücht, wo das stattliche Propsteigebäude sogleich an die sanktblasischen Zeiten erinnert. Der Hungerberg zieht sich von der Banholzer Höhe (2606 Fuß ^[214] über der Meeresfläche) in südöstlicher Richtung gegen den Rhein hinab und endigt da mit einem waldigen Horne, gerade dem Einflusse der Are gegenüber, weshalb dieser Ausläufer auch den Namen des „Arberges“ erhielt.

Nichts ist häufiger bei uns, als die „Hungerberge“ es sind; denn beinahe eine jede Ortsgemarkung im oder am Gebirge erfreut sich eines solchen. Das hat natürlich zu verschiedenen Deutungen des ominösen Namens geführt. Die Einen erklären ihn aus dem Worte Hunger; die Anderen bringen ihn mit den Hünen zusammen, und wieder Andere mit den Hungarn, welche im 9ten und folgenden Jahrhunderte auf ihren kühnen Raubzügen bis an den Rhein gedrungen. Nun soll gerade der Hungerberg bei Waldshut von der Schlacht, welche auf demselben einer solchen Räuberschaar geliefert worden, seinen Namen erhalten haben.

Dieses ist aber wohl eine von den Sagen, deren Ursprung auf eine Namensklärung hinausläuft. Die leidigen „Hungerberge“ waren und sind gewöhnlich nichts anderes, als unfruchtbare Höhen, und bilden den Gegensatz zu den „Sommerbergen“, wo die Früchte besser gedeihen und früher reifen. Oefters kommt auch eine Sommerhalde vor, welcher nicht etwa eine „Winterhalde“ entspricht, sondern ein Hungerberg, woraus man schon ersieht, wie's mit diesem Namen gemeint sei.

Also am östlichen Fuße unseres Hungerberges ruht der Flecken Gurtweil, dessen Geschichte eine besondere Bearbeitung verdient, und ein Büchenschuß weiter oben, an der Schlüchtbrücke, liegt das uralte Bruckhaus, wo wir uns hinbegaben. Es sind daselbst ein Schwimmbad und etliche Badkabinette hergerichtet, was für die Waldshuter und Thiengener in der heißen Zeit eine wahre Wohlthat ist. Das Schlüchtwasser eignet sich ganz besonders zum Baden und Waschen, und wird hiezu auch von den Anwohnern fleißig benützt.

Das Bruckhaus ist aber nicht allein ein höchst angenehmer Aufenthaltsort, sondern auch eine geschichtlich merkwürdige Stelle, denn hier befand sich ehevor eine Malstätte des stülingischen Landgerichts. Die Landgrafschaft Stülingen umfaßte ^[215] ursprünglich die obere Hälfte des Albgaues und reichte bis an die Schlücht, wo die Grafschaft Hauenstein begann. Noch 1480 wurde „bi Gurtwil an der Brucken, an der frien Richsstraße, in des kaiserlichen Landgerichts verbannten Schranken“ die Kaufhandlung gefertiget, wodurch Ritter Dieterich von Rumlang die Herrschaft Gutenberg an St. Blasien abtrat¹⁷⁶.

Die Erinnerung an die alten Landgerichte hat etwas besonderes Anziehendes für mich, welchem ich gerne in Gedanken nachhänge. Es führt in die Kaiserzeit zurück, wo wir ein großes Nationalreich gebildet, auf dessen Fundamenten man einen herrlichen Bau hätte errichten können. Wenn dieses nun leider nicht geschah, so müßen wir auf eine andere nationale Wiedergeburt hoffen und dafür alle noch vorhandenen Reichserinnerungen Pflegen und die erloschenen im Volke wieder erwecken und möglichst wach erhalten.

Und es ist keine unserer Landschaften an geschichtlichen Oertlichkeiten so arm, daß man darin nicht ein oder das andere Ueberbleibsel fände, welches eine solche Erinnerung hervorruft. Blicken wir nur von Gurtweil zunächst umher. Zu Hauenstein hauste einst Rudolf von Habsburg — einer der größten Könige auf dem deutschen Throne; zu St. Blasien blühte eine der berühmtesten deutschen Reichsabteien; am langen Steine bei Thiengen war eine Malstätte des kaiserlichen Landgerichts im Kletgau, und bei Bonndorf lag der Burgsitz des Dynastengeschlechts von Kränkingen - Weißenburg, aus welchem Bischof Diethelm zu Konstanz stammte, der Freund König Philipps und Reichsverweser von Schwaben.

Im Bruckhause beschlossen wir auf den nächsten Montag eine gemeinschaftliche Tour nach Jestetten und Schafhausen, und stießen munter darauf an. Es war schon volle Abenddämmerung, als man sich verabschiedete; der Freund kehrte nach Waldshut zurück und ich wanderte in Begleitung eines jüngern Bekannten nach Thiengen hinein, wo mich im „Seidenhofe“ alte Freundschaft mit neuer Gastlichkeit aufnahm. ^[216]

Thiengen.

Des andern Morgens war mein Erstes ein Gang nach dem „Veitsbucke“ im Rücken des Städtleins. Es war ein schöner Sonntagmorgen. Die liebliche Gegend erschien mir wie im Festgewande, wie in feiertäglicher, friedlicher Stille; aber die trübe Stimmung, welche mich nach meinem Abgange von Säckingen angewandelt, lag mir noch im Herzen. Ich konnte nicht heiter werden auf der heiteren Höhe.

¹⁷⁶ Die Urkunde ist abgedruckt in der oberrhein. Zeitschr. III, 370.

Mit fast wehmüthig bewegter Seele ruhte ich da, auf dem Lieblingshügel meiner Jugend, still in mich gekehrt, bis die reiche Umgebung den Blick zu beschäftigen anfieng.

Hinter mir lagen die Schwedenschanzen und die Ueberbleibsel von der Einsiedelei weiland des Bruders Veit. Zu meinen Füßen schmiegte sich das Städtlein mit seinem Schlosse und seiner stattlichen Kirche an den Abhang des Berges. Dann folgten das wiesenreiche Thal der Wutach mit der lieblichen Au des „langen Steines“, der Homberg, der Bürgerwald, der Rheinstrom, die Argauer Höhen und im Hintergrunde die Alpen. Rechts zur Seite lag der heimathliche Friedhof und daneben erhob sich der „Glockenberg“ mit seinen räthselhaften Steinhäufen; links dagegen ruhte die Kapelle zum heiligen Kreuze in der Almendebene, dann erschienen die sanften Anhöhen des Johannisberges und der Laufenmühle und darüber hinaus der Kegel des Küssachberges mit seinen gewaltigen Schloßtrümmern.

Malerisch vollendeter kann kaum eine Landschaft sein, als diese. Sie entfaltet Alles — Berge, Ebenen, Wälder, Flüsse, Wiesenauen, Felder, Gärten, und in welchen Linien, in welchen Farben! Und dennoch erblickte ich in der ganzen zauberischen Herrlichkeit nur ein Grab.

Begraben sah ich unter den grünen Hüllen der Felder, Wälder und Wiesen — wie viele Geschlechter keltischer, römischer, alemannischer Urbewohner; begraben in ihren Grüften — wie viele der mächtigen Herren, welche einst hinter den Schloßmauern von Küssaberg und Thiengen gehaust; begraben um ^[217] die Stadtkirche her und auf dem Friedhofe „am Letten“ — wie viele Geschlechter der thiengenschen Bürgerschaft!

Und — das fiel am trübsten auf's Herz, begraben sah ich noch Anderes, was man nicht in Grüften, auf Kirchhöfen und Wahlstätten begräbt. Die ewig weiter schreitende Zeit fordert ihre Opfer nicht allein vom Lebensalter der Generationen, sie fordert mehr — auch ihren Tribut von der Gesundheit, von der Sittlichkeit, vom Glücke derselben.

Jene Menschen, welche den langen Stein aufgerichtet und die Trichtergruben um ihn her gegraben¹⁷⁷, vollendeten sie ihre Laufbahn in genügender Entwicklung, oder giengen sie unter in selbst verschuldeter Verkommenheit oder in unglücklichem Kampfe gegen den fremden Eroberer? Was war das Geschick der Bewohner des schönen Heimathlandes unter dem zusammenstürzenden Römerreich? Das Geschick der alemannischen Ansiedler unter ihren Großen, ihren geistlichen und weltlichen Herren? Das Geschick des Gemeinwesens von Thiengen während des wilden Mittelalters und bis herab auf unsere Zeit?

Diese Fragen zogen mir durch die Seele, als ich an dem schönen Morgen auf dem Hügel des alten Waldbruders ruhte und das kleine Paradies der lieben Heimath betrachtete. Und alle vereinigten sich zu der

¹⁷⁷ Vergl. meine Abhandlung über Keltisch - Römisches zu Thiengen, in den Schrift. des bad. Altherthumsver. I, 227.

Schlußfrage: Konnte es früher wohl besser sein, als es in unserer Gegenwart ist?

Da sprach eine Stimme: „Nein, in dem Meisten nicht besser, was von Außen kömmt. Darin ist's hundertfältig schlimmer gewesen, als jetzt. Aber, wolltest du wohl die Gefahren eines harten Lebens, das dich stählt und gesund erhält, mit der Ruhe und Pflege eines Kranken vertauschen, wenn demselben auch alle Mittel der Heilkunde, alle Zerstreungen der Kunst, alle Genüsse der Bücherwelt zu Gebote stehen? Und noch Etwas. Glaube nicht, daß die Selbstvergötterung das Steueruder der Gesellschaft lenken dürfe, ohne sie endlich dem Abgrunde zuzuführen.“ [218]

Und die Stimme schloß: „Darum ermanne dich, folge deinem höheren Beruf, bilde ein festes Glied in der Kette Derjenigen, welche die heiligen Schätze des Idealen und Sittlichen schützend und wachend umziehen, um sie wieder aufwachsen zu lassen zu einem Baume neuen Lebens für die Zeiten, wo der Schwindelbau des großen Tagesgötzen einmal in sich zusammenbricht.“

Ich verließ den Hügel und machte einen Gang durch's Städtlein, als die Leute eben aus der Kirche kamen. Eine Vergleichung dieser Scene mit den Bildern meiner Erinnerung ergab sich da unwillkürlich; aber ihr Ergebniß war kein erfreuliches. Es führte mich zu einem Rückblicke in die thiengen'sche Vergangenheit, deren wichtigste Perioden sich mir diesmal besonders lebhaft vergegenwärtigten, und ich fühlte wohl, daß der liebe Geburtsort bei der Schicksalsgöttin noch Manches zu gut haben müße, wenn er durch eine bessere Zukunft für die Leiden seiner Vergangenheit entschädiget werden soll.

Im Jahre 855 war dieses Thiengen (nach altdeutscher Schreibung *Tuongen*) eine Malstätte des obern Albgaues, zu welchem es noch im 15ten Jahrhunderte gezählt wurde; seit 1240 in Verbindung mit der Herrschaft Küssaberg ein stiftkonstanisches Schloß und Städtlein; seit 1262 der Sitz des Dynastengeschlechtes von Kränkingen; seit 1470 eine Pfandschaft der Schafhauser, und seit 1488 die Hauptstadt des sulzischen Kletgaues, weswegen man denselben auch die „Grafschaft Thiengen und Küssaberg“ zu nennen pflegte.

Diese Verwandlungen alle — wie hatten sie sich wohl ereignet? Vergeblich befragt man unsere Chroniken und Geschichtbücher hierüber um Auskunft, und mir selber blieben die ältesten Verhältnisse meiner Geburtsstadt lange Zeit ein halbes Räthsel. Wenn man aber nicht ermüdet im Forschen, so erschließen sich einem endlich doch die wahren Verhalte; ich erlangte das befriedigende Ergebniß, die Anfänge und früheren Geschicke des thiengen'schen Gemeinwesens urkundlich dargelegt zu sehen.

Als uralte Gerichts- und Münzstätte des obern Albgaues gieng Thiengen in den Besitz der dasigen Gaugrafen über, [219] welche sich nach ihrem gewöhnlichen Burgsitze von Stülingen benannten. Dieses

Geschlecht erlosch aber schon frühe und hinterließ sein Erbe den kletgauischen Dynasten von Küssachberg, deren Haus dadurch zum gräflichen Rang gelangte, aber seine Glücksverhältnisse wenig verbesserte. Denn die neuen Albgauer Grafen von Stülingen aus dem küssabergischen Geblüte sahen sich bald genöthigt, von ihrem Besitzthume manches Stück aus der Hand zu geben¹⁷⁸.

Das nun war namentlich mit den Herrschaften Thiengen und Küssaberg der Fall, welche Graf Heinrich 1240 an das Bisthum Konstanz verkaufte. Dieser Herr hatte eine Schwester des Grafen Rudolf von Habsburg zur Frau — und Welch' eine Zukunft wäre seinen Kindern eröffnet gewesen, wenn ihm deren vom Geschicke gegönnt gewesen! Er verstarb aber kinderlos, und über das Küssaberger Erbe erhob sich zwischen seinem Schwager von Lupfen und dem Bischöfe zu Konstanz ein heftiger Streit, welcher 1251 schiedrichterlich geschlichtet wurde.

So gelangte das Dynastengeschlecht von Lupfen, ähnlich wie zuvor das küssabergische, zum Besitze der albgauischen Grafschaft Stülingen und zum gräflichen Range; es hauste fortan auf dem Stülinger Schlosse, belehnte die stülingischen Vasallen und Dienstleute, und hielt unter der Linde zu „Stubeneich“ sein Landgericht, dessen Bezirk sich auch über die kleine Herrschaft Thiengen erstreckte¹⁷⁹.

Worin aber bestand nun damals diese Herrschaft? Ich meine in der Veste Thiengen mit ihrer Vorburg, aus dem Maierhofe daselbst und dem Dörflein „am Letten“ mit den zugehörigen Ländereien. Höchst wahrscheinlich stand auf der Stelle des jetzigen Schlosses ein römisches Castell, welches später in eine mittelalterliche Burg verwandelt wurde, an deren Südseite [220] sich eine Vorburg anschloß, woraus allmählig das Städtlein entstand. Der alte Maierhof besteht noch gegenwärtig neben dem Schlosse, und auf der Stelle jenes Dörfleins ligt der thien-gen'sche Friedhof, vielleicht sein Ueberbleibsel.

Früher aber befand sich der Maier- oder Dinghof selber auch im Dorfe „am Letten“. Dort wurde jährlich im Mai und Herbste das Gericht der Herrschaft unter dem Vorsitze des Vogtes abgehalten, jedesmal drei Tage lang, nachdem es ausgerufen und eingeläutet worden. Daneben hatte auch die Stadt ihr Gericht und hielt es unter dem Vorsitze des Schultheißen vor dem Rathhause an offener Straße, später jedoch meistens in der Rathsstube ab.

Als die Vorburg, welche sich wahrscheinlich zunächst über den „Rain“ hinabgezogen, zum Städtlein heranwuchs, geschah dieses wohl besonders dadurch, daß die Leute aus dem „Dorfe am Letten“ immer häufiger hinter den städtischen Mauern ihren Schutz suchten, wodurch endlich das Dorf völlig in der Stadt aufgieng, wie es auch anderwärts

¹⁷⁸ Man sehe, was ich in der oberrhein. Zeitschr. III, 251 über die Dynasten von Küssaberg mitgetheilt.

¹⁷⁹ Urteibrief des Rotweiler Hofgerichts, daß die Urteilsprüche des Landgerichts zu Stülingen gegen die Freiheiten der Stadt Thiengen zu cassieren seien, von 1444.

ähnlich der Fall war. Als eigentliche Stadt und Bürgerschaft aber erschien Thiengen schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts; denn es besaß damals nicht allein seine Burgmänner, sondern bereits seine Bürger (*cives*), seinen Schultheißen und Pfarrer (*scultetum et plebanum*), seinen Zoller und Münzmeister (*thelonearium et monetarium*), wie seinen Raths- und Gerichtsplatz (*forum*).

Wie alle alten Orte besaß aber Thiengen auch eine ausgedehnte Gemarkung, welche zugleich das Gebiet der „Herrschaft“ bildete; sie erstreckte sich von der Höhe gegen Gutenberg bis an den Rhein und vom Finsterloche bis an den Arberg. Es schied sich jedoch das Herrngut vom Gemeindsgute darin allmähig aus, und das Schlatt jenseits der Schlücht wurde später an die Waldshuter abgetreten.

Nachdem Thiengen bischöflich-konstanziisch geworden, nahm es zum Zeichen dieses günstigen Ereignisses (denn unter dem Krummstabe hatte es bessere Gelegenheit zum Aufkommen, als unter den alten Grafen) das Wappenbild des Bischthums — die sitzende Muttergottes mit dem Christuskinde auf dem Arme, ^[221] in sein Stadtsiegel auf; erfreute sich aber nicht lange des Glückes, unmittelbar unter dem Bischofe zu stehen, da die Gefahren der kaiserlosen Zeit es nöthig machten, den Ort einem mächtigen Vasallen in Schutz und Schirm zu verleihen.

Wer aber konnte diesen wohl am besten gewähren, als der benachbarte Herr von Kränkingen? Seine Familie war ein uraltes, reichbegütert, angesehenes Dynastengeschlecht, und er selber hatte sich durch Erheirathung oder Ererbung der Veste und Herrschaft Gutenberg nicht wenig vergrößert. Auch umgaben seine Besitzungen die Thiengener Gemarkung von zwei Seiten, was es dem Freiherrn sehr erwünscht machen mußte, durch Erwerbung eines festen Marktplatzes an der kaiserlichen Heerstraße sein Gebiet zu vervollständigen.

Heinrich von Kränkingen, genannt „von Gutenberg“, schloß also mit dem Bischöfe Eberhard (einem Edlen von Waldburg) ein Bündniß gegenseitiger Sicherung, zu deren Behufe ihm gestattet wurde, mehrere Burgmänner oder Söldner nach Thiengen aufzunehmen, jedoch mehr nicht als für 4 Mark Silbers, damit das Lehen durch zu viele auf ihm lastende Solde nicht geschwächt werde.

Da der Freiherr aber keine Burgmannslehen ertheilen konnte, ohne Ritter zu sein, so war es eine natürliche Bedingniß seines Lehenvertrages mit dem Bischofe, daß ihm dieser auf Pfingsten (der gewöhnlichen Zeit für solche Feierlichkeiten) die Ritterwürde verleihe. Denn die Ertheilung derselben hatte ursprünglich einen kirchlichen Charakter und gieng meistens von Bischöfen oder anderen Prälaten aus, welche dem Adel angehörten¹⁸⁰.

Unter den Nachfolgern des Heinrich von Kränkingen zählte Thiengen zwar manchen Wohlthäter, aber bald auch manchen Bedränger,

¹⁸⁰ Das Alles habe ich einläßlicher und aus den Urkunden dargethan in der oberrhein. Zeitschr. V, 229.

welcher sich durch Fehden oder Wohlleben oder Wirthschaftslosigkeit in Schulden gestürzt und das arme Städtlein nun zum Unterpfindstück für seine Gläubiger machte. Das kränkingische Geschlecht kam überhaupt sehr herab und erlosch ^[222] 1413 in der Thiengener Linie mit dem tief verschuldeten Junker Diethelm, welcher noch kurz vor seinem Tode das Lehen der Stadt und Herrschaft gegen eine Summe Geldes an das Hochstift zurückgegeben.

Aber die armen Thiengener gewannen nichts durch diese Veränderung — im Gegentheil, sie geriethen nur aus dem Regen in die Traufe. Denn die Bischöfe von Konstanz steckten damals eben auch voller Schulden und versetzten das Städtlein bald da-, bald dorthin, zuletzt gar an den berüchtigten Händelmacher Pilgerin von Heudorf¹⁸¹.

Damit war die schlimmste Zeit für Thiengen gekommen. Die vielen Fehden, worin sein neuer Pfandherr sich herumtrieb, machten für die Bürger Alles unsicher und erweckten bei ihnen eine abholde Stimmung gegen denselben, welche fortwährend gesteigert wurde, bis die Vielbedrängten sich auf die Seite der Schweizer neigten.

Daher geschah es dann 1470, daß die Eidgenossen unser Städtlein, nachdem es Herr Pilgerin kurz zuvor (im alten Schweizerkriege) zum Sammelplatze seiner Anhänger gemacht, mit Zuthun der Bürger, durch schafhausische Mannschaft einnehmen und besetzen ließen. Die Heudorfischen wurden sofort vertrieben, und die Gemeinde schwor freudig zu den Schafhausern¹⁸². „Von dem an blieb Thiengen acht Jahre lang schafhauserisch und schien sich unter der neuen Herrschaft recht wohl zu gefallen. Die Bürger erwiesen sich beinahe zu eifrig für dieselbe, indem sie ihren Krieg wider Herrn Pilgerin immer noch mit großen Opfern fortsetzten.“

So weit war's damals am ganzen Oberrheine gekommen, daß Städter und Landleute täglich auf Gelegenheit lauerten, sich den benachbarten Schweizern in die Arme zu werfen. Hiezu hatte aber der durchaus verkommene Adel am meisten beigetragen, da er in seiner Verschuldung und Verwilderung eine unsägliche ^[223] Plage für den Bürger und Bauer geworden. Alles rang und seufzte nach Befreiung von dem Joche dieser hundert und hundert kleinen Tyrannen.

Nachdem das Schloß und Städtlein Thiengen unter das Hochstift Konstanz wieder zurückgekehrt, verkaufte es Bischof Otto auf Wiederlösung um 3500 Gulden an die Grafen von Sulz, welche den Ort mit seiner anhängenden Länderei zur Landgrafschaft Kletgau zogen und zu ihrem gewöhnlichen Sitze erwählten. Derselbe gehörte jetzt einem größeren zusammenhängenden Gebiete an und zog die Vortheile einer fürstlichen Residenz, gieng aber in Folge der sulzischen Politik bald einer traurigen Katastrophe entgegen.

¹⁸¹ Altes Verzeichniß der Pfandbriefe über Thiengen.

¹⁸² Chronik der Stadt Schafhausen (Brodtmann'sche Buchhandl. 1844), 3tes Buch, S. 58.

Das Jahr 1499 brachte den neuen Schweizerkrieg. Die Eidgenossen besaßen vertragsmäßig das Oeffnungsrecht zu Thiengen; Graf Rudolf ließ jedoch Schloß und Städtlein mit österreichischem Volke besetzen, unter der Hauptmannschaft des Ritters von Blumeneck, eines der bittersten Schweizerfeinde. Diese Treulosigkeit empörte jene und sie zogen wohlgerüstet heran, um Rache dafür zu nehmen. Die Besatzung war nicht gering und mit Proviant gut versehen. Daher nahm der Blumenecker seinen Mund gewaltig voll gegen die „Kuhgiger“. Als dieselben sich aber zum Sturme rüsteten, fiel ihm das Herz in die Hosen und er machte sich heimlich davon.

Und da es unter den Söldlingen der Besatzung auch nicht am besten aussah, so verzichtete man darauf, den Ort zu halten. Er wurde gegen freien Abzug der Besatzung und Bürgerschaft (mit Ausnahme etlicher Edelleute) an den Feind übergeben und von demselben schonungslos in den Brand gesteckt¹⁸³. So gieng das alte Thiengen unter, und langsam erhob sich das neue, ziemlich in der Gestalt, wie's noch vor einem Geschlechtsalter in unserer Zeit bestanden.

Als die Landgrafschaft Kletgau durch das Erlöschen der Grafen von Sulz an das Haus Schwarzenberg erbte, wurde ^[224] die sulzische Hauptstadt natürlich zum Sitze der schwarzenbergischen Regierung erkoren, und blieb dieses bis zur Zeit der Mediatisierung, in deren Folge der Fürst seine kletgauische Standesherrschaft an Baden verkaufte.

Ueberblickt man nun die Geschicke der alten kleinen Stadt, so tritt einem wenig Erfreuliches aus der langen Reihe ihrer Veränderungen entgegen. Als die letzten Herren vom Geschlechte der Kränkinger in dem Orte nur ein Pfandstück für ihre Gläubiger sahen; als die fast täglichen Fehden allen Besitz, alle Lebensgenüsse der Bürgerschaft unsicher und gefährdet machten; als das lang gequälte Städtlein ein Raub der Flammen wurde und sich langsam wieder erholte, um neuen Zeitübeln zum Quartiere zu dienen; als eine kleinliche Regierung den Bürgergeist, die Gewerbthätigkeit und alles freiere Streben engherzig darniederhielt — wo ruhte da das Wohl und Glück der thiengen'schen Bewohnerschaft?

Wenden wir darum den Blick hinweg von der Geschichte wieder nach dem lieblichen Bilde, welches die Natur unserer Landschaft dem empfänglichen Betrachter bietet, und vergessen wir über der grünenden, blühenden Gegenwart die Geschicke der Menschen und ihre Gräber!

Von einer fröhlichen Stimme wurde ich des andern Tages in aller Frühe angerufen — zur Weiterfahrt. Es war der Waldshuter Freund mit seiner Frau auf wohlbespanntem Gefährte. Ich gesellte mich zu ihnen, und nun gieng's munter die Straße dahin. Aber es war sehr zweifelhaftes Wetter. Am östlichen Horizonte schimmerte ein hoffnungweckendes

¹⁸³ Mone's bad. Archiv Bd. I enthält eine ausführliche Relation über diese Belagerung, welche ein schlimmes Licht auf den österreich. Adel wirft.

Licht, während über uns das trübste Gewölke hieng, welches den Küssaberg mit seinen Trümmern in graue, düstere Schatten hüllte.

Bald indessen gestaltete sich's heiterer am Himmel, und als wir in Riedern anlangten, bemerkte man, daß die Sonne siegen werde. Während eines kurzen Morgeninbisses erfreute mich das Beispiel, wie ein Dorfmädchen nach moderner Art im Kloster erzogen werden könne, ohne sein ländlich naives Wesen einzubüßen. Wie wohlthuend ist so eine Persönlichkeit in ihrer treuen Bewahrung heimischer Art und Weise, den eitlen ^[225] Thörinen gegenüber, welche sich durch kindische Nachäffung der städtisch-hochdeutschen Sitte und Sprache oft zu so abgeschmackten und bedauerlichen Zierpuppen verzerren!

„Riedern am Sand“, wie man zum Unterschiede von Riedern auf dem Walde zu sagen pflegt, war früher ein geringes Dörflein von mittelalterlichem Gepräge, wogegen es seit Anlegung der neuen Landstraße durch sein Posthaus und die Gebäude der Zollstation ein modernes Ansehen gewonnen.

Hinter dem Posthause, wo die waldige Berghalde steil emporsteigt, erblickt man auf einem felsigen Vorhügel die wenigen Trümmer von der Burg Neu-Kränklingen, welche in der Kletgauer Geschichte dadurch bekannt ist, daß 1421 der rheinäische Abt Hugo von Almishofen schwer gekettet auf ihr gefangen saß. Erbaut war dieselbe durch den kletgauischen Zweig der Herren von Kränklingen, nach deren Abgange sie an die Grafen von Sulz gelangte — die bitterbösen Schutzvögte des Stiftes zu Rheinau.

Jener Abt hatte sich den Haß dieser Herren besonders dadurch zugezogen, daß er nicht darauf eingehen wollte, sich mit seinem Kloster von ihnen säkularisieren zu lassen. Denn hatten ihre Vorältern eine Abtsinsel in ihr Wappen genommen, so wollten sie selber auch eine Abtei dazu haben.

„Anno 1421“, erzählt die Chronik¹⁸⁴, „in *vigilia Michaelis* ritt Graf Rudolf gen Rhinow und entbot dem Abte, so zu Schafhusen was, daß er zu ihm käme. Da saß Abt Hugo uf und ritt auch gen Rhinow, und kam eben uf den Imbiß und wollt mit ihm essen. Da gieng der Graf uf den Abt zue und griff ihm in sin Goller und sprach, er wäre gefangen. Also nach viel Worten mußte er in eine Stuben, und versprach der Graf, den Abt nit vom Kloster zu füeren.“

„Uf die Nacht aber nahm der Graf den Abt und füerte ihn gen Kränklingen uf die Veste, und da was er bi vier Tagen härt in Isen an Händen und Füeßen. Da füerte der Graf ihn gen Balm, da was er bi fünf Wochen; dann gen Büchelsee, ^[226] da was er aber härt in Isen und Blöcken wohl bi drien Wochen, und von Büchelsee führte der Graf den Abt wieder gen Balm, da was er bi vierzig Tagen.“

„Da setzten sie ihn uf ein Pfert und füerten ihn gen Neckarburg, daß er Tag und Nacht nit ab dem Pferte kam und presthaft wurde an

¹⁸⁴ Bei Mone, bad. Quellensamml. I, 351.

Händen und Füßen von dem Frost. Da was er zu Neckarburg bi zwölf Tagen, und mußte er wieder ufsitzen mit drien Knechten, und ritten die Nacht und den andern Tag hindurch über den Schwarzwald durch den Schnee, bis gen Kastelberg. Da hieß der Graf den Abt inschließen in härte Band', und wollt' ihn erlähmt und verhungert haben."

So unmenschlich, so ausgesucht grausam behandelte der Graf den armen Prälaten, weil er mit seinem Vater bei dem Herzoge in Ungnade gefallen und Abt Hugo sich an denselben um Hilfe gewendet! Es gelang den Freunden des Letztern endlich, ihn aus dem Gefängnisse zu befreien; die Grafen dagegen geriethen in Acht und Bann und mußten eidlich beschwören, das Gotteshaus Rheinau und dessen Abt ferner unangetastet zu lassen, „Aber Graf Hermann und Graf Rudolf sin Sun hieltend nüts davon, was sie versprochen."

Solche Stücklein aus dem Mittelalter sind geeignet, uns gegen die Schattenseite der Gegenwart etwas billiger zu stimmen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch in unserer Zeit zuweilen ein Mann von der Schuld oder Unschuld des Abtes Hugo — persönlichem Hasse zum Opfer fällt. Es ist dabei nur die Art der Verfolgung anders und der Titel, womit sie gerechtfertigt wird.

Jestetten.

Von Riedern führt die neue Poststraße durch das Thal hinauf, unten an dem burgartig gelegenen Dörflein Bühl vorbei, wo eine Wallfahrtsstätte zur heiligen Notburga ist, und sofort durch das Bergdörflein Dettighofen, dessen ärmliches Ansehen das wenig fruchtbare Erdreich seiner Gemarkung deutlich verräth. Wir machten von hier einen kleinen Umweg auf der ^[227] alten Straße über Berwangen, des Platzes wegen, wo 1849 die aufständische Mannschaft unter Siegel das letzte Lager hielt, bevor sie vom heimathlichen Boden ihren Abschied nahm. Es ist eine breite freie Höhe, hart an der schafhausischen Gränze, am Saume eines weiten Gehölzes, mit ziemlicher Aussicht nach dem Thurgau und der dahinter ligenden Alpenkette.

Diese Stelle ist aber auch dadurch merkwürdig, daß sie ehemem mit einem Edelsitze, dem alten Reutehof, geschmückt war, in welchem man das „Wolfensreute“ von 1049 finden will¹⁸⁵. Derselbe kam 1479 von der ehinger'schen Familie zu Schafhausen für 170 Goldgulden als Eigenthum an die Waldkirche daselbst, welche ihn zu einem Edelsitze erhoben und bewohnten, während das beträchtliche Hofgut handlehenweise an einen Maier vergeben war. Im Jahre 1739 aber verkaufte der Junker von Waldkirch, „Gerichts- und Eigenthumsherr zu Reute“, den Sitz und Hof an die Regierung zu Thiengen, welche ihn als ein Kameralgut verwalten ließ¹⁸⁶, was derselbe auch unter Baden verblieb, bis vor

¹⁸⁵ *Wolfenesriuti in pago Chlechgowe*. Diplom König Heinrichs III, bei Herrg. I, 120.

¹⁸⁶ Urkunden und Akten darüber von 1479 bis 1800.

wenigen Jahren, wo man ihn völlig abtrug, so daß keine Spur mehr davon zu entdecken.

Von dieser Höhe führt der Weg abwärts durch ein kleines liebliches Thal, und sodann auf der Ebene, nach Jestetten, welches frei und heiter zwischen seinen fruchtbaren Fluren ligt. Wir nahmen unsere Einkehr in dem gastlichen Posthause und besuchten bis zur Mittagsstunde den Friedhof.

Die Jestetter hätten für die Ruhestätte ihrer Hingeschiedenen keine schönere Stelle finden können. Dieser Friedhof mit seiner niedlichen Kapelle ligt auf einem frei stehenden Hügel in geringer Entfernung von dem Flecken, ist mit einer Mauer umzogen und völlig ausgeebnet. Wäre er geschmackvoll mit Bäumen und Gesträuchen besetzt, so wüßte ich nicht, wo sich's angenehmer ruhen und träumen ließe, als unter deren Schatten — bei den Todten von Jestetten! ^[228]

Denn auch die Aussicht, welche der Hügel gewährt, entfaltet sich wunderschön. Im Süden und Nordosten schließen der Breitenhag, Dietenberg, Reutehau und die Höhen vom Steige bis zum Hohenwart wie ein weiter Waldeskranz die Gegend ab, während dieselbe gegen Nordosten, zwischen den gewaltigen Stöcken des Randen und Kolfirstes, nach dem Hegau geöffnet ist, welches dem überraschten Blicke wie ein fernes Paradies erscheint. Man fühlt sich zauberisch gefesselt.

Auf dem Hügel des Friedhofes stand ehemals die Edenburg, wahrscheinlich ein Römerthurm mit mittelalterlichen Anbauten. Dieselbe mag im Schwedenkriege zerstört worden sein, und 1668 ließen die Grafen von Sulz aus den Trümmern eine Lorettokapelle¹⁸⁷ errichten, zu deren Ausbau eine Stiftung von 300 Gulden mit der ausdrücklichen Bedingniß gemacht war, daß die Insignien und Namen der Fundatoren ob den beiden Thüren in Stein eingehauen werden.

Diese doppelte Inschrift unter dem sulzischen Wappen mit Löwen als Schildhaltern findet man noch unversehrt über den Kapellenthüren. Sie lautet einfach: **CHRISTOPH ALLWIG Graff zve Svlz, Thurmherr zve Strassbvrg, vnd JOHANN LVDWIG Graff zve Svlz, beede Landgraffen im Kleggew vnd Stifftere, 1668.**

Außer der Edenburg lagen noch zwei Schlösser zu Jestetten, das obere und jetzige Amthaus auf der Anhöhe gegen Morgen, und das untere mitten im Dorfe, welches in den zwanziger Jahren auf bürokratischen Befehl als ein unnützes Ding zum Abbruche versteigert worden. Es hatte einen gevierten Thurm von ungemeiner Stärke, dessen Mauerwerk römischen Ursprung verrieth. Derselbe hieß auch durch's ganze Mittelalter herab *par excellence* der „Thurm von Jestetten“.

Auf diesen drei Burgen saßen dann auch Junker von Jestetten¹⁸⁸, ein Dienstmannsgeschlecht der Grafen von Nellenburg, ^[229] welche im

¹⁸⁷ Akten über Erbauung der Loretto-Capelle zu Jestetten, von 1668.

¹⁸⁸ Ich habe in der oberrhein. Zeitschr. V, 236, die Urkunden-Regeste über diesen Lehen- und Dienstadel mitgetheilt.

obern Kletgaue reich begütert waren. Sie verheirateten sich mit schafhausischen Patriziertöchtern, und so gelangten das obere und untere Schloß in der Folge an die Familie Jünteler zu Schafhausen und mit deren Erbe zu Anfang des 15ten Jahrhunderts an die Oeninge daselbst. Nun besaßen 1487 die Gebrüder Georg und Wilhelm aus diesem Geschlechte der eine das untere, der andere das obere Schloß, wo sich damals eine berühmte Geschichte zutrug.

Ich habe schon anderwärts angeführt, wie der wirthschaftslose Herzog Sigmund von Oesterreich sich von seinen Höflingen verleiten lassen, mit dem Hause Baiern einen geheimen Vertrag wegen Verpfändung seines Fürstenthums einzugehen, und wie der leichtsinnige Handel noch rechtzeitig vom Kaiser entdeckt und auf die Urheber desselben die Acht gelegt worden. Der eine dieser Geächteten nun, Ulrich von Gägging, Oberhofmeister des Herzogs, flüchtete sich nach Jestetten zu Wilhelm Oening und verwickelte ihn dadurch in einen weitläufigen Rechtshandel.

Denn wie sorgfältig der Junker seinen heimlichen Gast auch versteckte, so kam der Vogt von Nellenburg der Sache dennoch auf die Spur und veranlaßte den Grafen von Sulz, als Obergerichtsherr zu Jestetten, den Flüchtling heraus zu begehren. Als Oening nun die Auslieferung verweigerte, weil sein Gast zuerst vor das niedere Gericht daselbst gehöre, ließ der Graf ohne Weiteres das Schloß belagern.

In dieser Verlegenheit wußte sich Oening aber nach Luzern zu wenden, wo er Bürger war und seine Verwandten hatte. Der Rath schickte ihm 90 Mann zum Schutze, und der Handel gelangte sofort an die Eidgenossen, welche ihn dahin vermittelten, daß die Burg des Oening unbeschädigt bleibe, der Flüchtige dagegen zu Schafhausen den Rechtsgang erharre.

Als der Kaiser diesen Hergang erfahren, schrieb er an die Schafhauser und den Grafen von Sulz¹⁸⁹, belobte ihren redlichen Eifer in der Sache und schalt die Treulosigkeit des Oberhofmeisters, [230] welcher „in den Herzog Sigmund gebildet, daß er ihm (dem Kaiser) mit Gift oder sonst nach dem Leben stelle; auch in die Herzogin gebildet, des bösen Handels eine Verhelferin und Vollbringerin zu sein, nebst viel anderen schlimmen Stücken gegen das Haus Oesterreich, daher derselbe der Strafe *laesae Majestatis* verfallen.“

Diese Geschichte machte ein gewaltiges Aufsehen, und wie gerne die Eidgenossen zu Gunsten ihres Mitbürgers den Flüchtling auch geschützt hätten, so lieferten sie, im Einverständnisse mit dem Grafen von Sulz, denselben gleichwohl an die österreichische Behörde aus¹⁹⁰.

¹⁸⁹ Schreiben K. Friderichs III vom 13ten und folgenden September 1487, handschriftl. Ruge's Schafh. Chron. S. 356 und 386.

¹⁹⁰ Man vergl. hierüber **Faber**, *hist. Suevie*, S. 68 der Goldastisch. Ausgabe; Stumpf, *Schweiz. Chron.* II 394; Rhan, *eidgenöss. Chron.* S. 466; J. v. Müller, *Schweiz. Gesch.* V, 324.

In Folge der weiteren Verhandlungen zwischen dem Grafen und dem Oening aber trat letzterer das obere Schloß mit allen Zubehören und seinem Drittel der niederen Gerichtsbarkeit zu Jestetten um 2560 Gulden an ersteren ab, worauf ihm auch dessen Bruder Georg, genannt Jünteler, das untere Schloß oder den „Thurm Jestetten“ mit sämtlichen Zugehörungen für 1150 Gulden verkaufte¹⁹¹.

Die lehenherrlichen Rechte über das untere Schloß trat der Graf von Thengen an den Kaiser ab, und dieser überließ dieselben an den Grafen von Sulz, welcher 1531 den Konrad von Jestetten mit dem „Thurme“ daselbst belehnte. Der sehr verschuldete Junker veräußerte das Lehen hernach, ohne lehensherrlichen Consens, an die Schafhauser, und als ihn der Graf deßwegen vor das Lehengericht fordern ließ, suchte er aus dem sulzischen Gerichtsbanne zu entfliehen, wurde jedoch noch eingeholt und sofort gefänglich auf die Veste Küssaberg gelegt.

Hier ließ man ihm Zeit genug, Betrachtungen über seine Felonie und seine Schulden anzustellen. Ein Schiedsgericht vermittelte den Handel endlich dahin, daß der Junker auf das Lehen verzichte und gegen Urfehde frei gelassen werde¹⁹². Indessen [231] erlangten seine Söhne Martin und Kaspar dasselbe wieder, wovon es letzterer, nach dem Tode des Bruders, mit all' seinen Lehen und Eigengütern zu Jestetten gegen die elsäßische Herrschaft Rothenberg an den Grafen von Sulz vertauschte. Von dem an wohnte die jestettische Familie nur noch im Elsaße, auf den Schlössern Wagenburg, Jestetten und Wasserstelz¹⁹³.

Etwa 30 Jahre nach diesem Eintausche verkaufte der Graf das untere Schloß als einen frei-eigenthümlichen Edelsitz an Herrn Christoph von Greut, dessen Familie aus der Gegend von Zug durch den stiftkonstanzi-schen Vogt Mattheus zu Klingenu, welcher eine kaiserliche Bestätigung des greutischen Adels erlangt hatte, in unsere Gegend gekommen¹⁹⁴.

Herr Christoph von Greut lebte anfangs zu Schafhausen, zog hierauf nach Rheinau, wo er ein Ritterlehen erworben, und zuletzt 1586 nach Jestetten. Sein gleichnamiger Sohn war Vogt zu Blumenfeld und hinterließ, neben einer Tochter, welche nachmals Fürstabtissin zu Säckingen ward, zwei Söhne, wovon Dietrich zu Rheinau und Ludwig zu Jestetten hauste. Der Enkel des letztern aber, Herr Aegidius von Greut, ein in eidgenössischen Geschäften vielgebrauchter Mann, verkaufte 1707 das untere Schloß mit allen Lehen- und Eigengütern an die kletgauische Landesherrschaft von Schwarzenberg¹⁹⁵.

¹⁹¹ Vergleichs-, resp. Kaufbriefe vom 16ten April 1488.

¹⁹² All' das haben die Schweizerchroniken ausführlicher.

¹⁹³ *Schöpflin, Alsat. illustr. II, 82.*

¹⁹⁴ Ein *Heinricus de Gerute* erscheint als Zeuge schon 1182 in einer Urkunde des Bischofs von Konstanz, bei *Neugart, cod. Alem II, 131.*

¹⁹⁵ Alles nach Leu, helvet. Lexikon, Artik. Greuth.

Das obere Schloß war nach seinem Ankaufe von den Grafen in eine stattliche Residenz verwandelt worden, wo sie häufig zu wohnen pflegten — nicht immer zur Freude der Jestetter, welche den Thiengenern den ausschließlichen Besitz der gräflichen Hofhaltung wohl gerne gegönnt hätten.

Als die Grafen 1630 den Flecken mit einer Landschafts-Contribution belegen wollten, und alle Vorstellungen dagegen nichts fruchteten, entstand eine heftige Aufregung in der Bürgerschaft; denn die Forderung widersprach den althergebrachten Ortsfreiheiten. ^[232] Da verkauften jene ihre beiden Drittel von Jestetten an das Stift Rheinau, welchem das übrige Drittel zustand, und behielten sich dabei einzig vor, daß ihnen die drei Schlösser mit Gärten, Wiesen und Weiern unabhängig vom Dorfgerichte als völlig freies Eigenthum verbleiben sollen.

Diese Grafen von Sulz — was soll ich von ihnen sagen? Sie waren die Nachkommen eines uralten und vornehmen fränkischen Geschlechtes und führten mit den Herzogen zu Franken das gleiche Wappen. Und keinen Adel ihres Ranges konnte es geben, welcher die Kennzeichen der wechselnden Zeit im Schlimmen und Guten so ausgeprägt an sich getragen, wie eben sie. Aber das Schlimme gewann zu sehr die Oberhand in ihrem Leben und Treiben. Die Rudolfe des 15ten und folgenden Jahrhunderts — wie übel stimmen sie zusammen mit jenen Alwigen, welche unter den schwäbischen Großen der Hohenstaufenzeit eine so glänzende Rolle gespielt!

Mehr und mehr zerfiel ihr Ansehen und Wohlstand. Die stolzen Herren mußten nach fremdem Gute greifen und Aemter suchen. Doch, was halfen ihnen die spanischen Titel, Mäntel und Halskrägen, worin sie so vornehm einherschritten? Es gieng abwärts mit ihrem Glücke und sie erloschen in ruhmloser Stille. Der Pater Göldlin saß 1687 am Sterbelager des Grafen Johann Ludwig, tröstete den über das bevorstehende Ende seines uralten Hauses tief Betrübten mit der Vergänglichkeit alles Irdischen und drückte ihm den ein und zwanzigsten August die erloschenen Augen zu¹⁹⁶.

Schafhausen.

Nach einer genüglichen Mittagstafel, wobei der rothe Jestetter die Herzen um so fröhlicher gestimmt, fuhren wir nach Schafhausen hinein, wo ich das Konstanzer Dampfschiff abzuwarten ^[233] gedachte. Während wir nun im Schiffwirthshause beim Kaffee saßen, betrachtete unser Kutscher mit einer brennenden Cigarre im Munde ganz gemüthlich das nahe Lagerhaus — indem er von Zeit zu Zeit einen Schritt vorwärts that, ohne die leiseste Gefahr zu ahnen. Im Rücken hatte er freilich

¹⁹⁶ Sulzische Chronotaxis, eine Sammlung Handschriftl. Notizen über das gräfl. Haus, welche damals überall her erhoben worden, um die Blutsverwandtschaften desselben zu eruieren.

einen Gardisten, der aber gab keinen Laut von sich, und drüben am Lagerhause hieng freilich eine Warnungstafel, aber wer hätte Sperberaugen genug gehabt, um auf solche Entfernung einen Buchstaben zu erkennen? Der gute Kutscher that noch einen Schritt, und es war geschehen — er stand im verbotenen Bereiche, und der stumme Wächter forderte ihm mit dienstpflichtiger Trockenheit das Strafgeld ab. So fängt man in Schafhausen die Fremden.

Bis nun das Dampfschiff abgehen würde, statteten wir dem kaiserlichen Historiographen Hurter, welcher gerade in seiner alten Heimath weilte, unsern Besuch ab. Der einfache, lebhafte und freundliche Mann mit seinem hellblauen Augenpaare machte einen unerwarteten Eindruck auf mich; denn ich hatte mir denselben ganz anders vorgestellt, wie's gewöhnlich bei Gelehrten der Fall ist, von deren äußerer Persönlichkeit man sich aus ihren Schriften eine Vorstellung gebildet.

Er erhielt während unserer Anwesenheit eben einen Druckbogen seines Ferdinand **II**, und hieran knüpfte sich zwischen ihm und uns ein Gespräch über die s. g. geistreiche Geschichtschreibung, welche wir als verdächtig hinzustellen nicht unterlassen konnten. Nur zu viele Geschichtswerke erscheinen und erschienen von jeher, deren Darstellungen geistreicher als wahr sind. Zur ächten Geschichtschreibung gehört ein Etwas, welches nicht erworben wird, sondern eine Gabe der Geburt ist. Dieses Etwas aber läßt keine glänzenden Combinationen und Schilderungen auf Kosten der Wahrheit zu.

Nach unserer Verabschiedung von Hurter verabschiedete sich auch der Freund von mir, um bei Zeiten wieder heim zu gelangen. Ich aber begab mich an den Rheinhafen, wo das Konstanzer Schiff sich zur Abfahrt rüstete. Während dessen jedoch zogen Gewitterwolken über das Rheinthal einher und nach ^[234] Osten hin wurde es dermaßen grauenhaft schwarz am Himmel, daß ich mich eben entschließen mußte, wohl oder übel in Schafhausen über Nacht zu bleiben.

Konstanz.

Um so schöner gestaltete sich der folgende Tag, nachdem das Abendgewitter die Luft gereinigt. Man gieng ziemlich früh zu Schiffe und es war eine herrliche Fahrt in der sonnenheitern Morgenfrische. Bei Stein am Rheine stieg ein alter Karlsruher Bekannter von mir ein, mit welchem ich mich auf's Angenehmste unterhielt bis gegen Konstanz hin, wo uns der Anblick des neuen Münsterthurms die freudige Stimmung verdarb. Ich will's nicht verrathen, was über diese Restauration Alles bemerkt worden; aber so viel darf man sagen, daß der Thurm in seiner früheren, wenn auch unvollendeten Gestalt doch einen imposanteren Eindruck auf die Beschauer gemacht.

Nachdem wir bei der Stadt angekommen, erweckte mir die neue Nothbrücke eine wehmüthige Reminiscenz an die abgebrannte, alte

Rheinbrücke, auf welcher ich 1842 vom Petershauser Schöpflein so oft nach der guten Constantia hinübergewandelt. Ich hatte es immer mit der Erinnerung an den Heldenmuth gethan, welchen die konstanzischen Bürger 1548 auf diefer Brücke gegen ihren Feind bewiesen. Jener tragische Kampf war der letzte Glanzpunkt im Leben der alten, ehrwürdigen See- und Reichsstadt.

„Den alten Tummelplatz unserer Jugend“, erzählt der treue Führer durch Konstanz¹⁹⁷, „die nach einem Brande 1675 wieder gebaute Rheinbrücke und Rheinmühle, erblicken wir nicht mehr. Beide verbrannten in der Nacht des 31sten Mai 1856, und an ihrer Stelle befindet sich jetzt eine unbedeckte, mit einem Geländer versehene Brücke. Die meisten Leute freuen sich, daß die unförmliche ^[235] Holzmasse der alten abgebrannt, indem Konstanz dadurch um eine schöne Aussicht reicher geworden. Wir wollen uns mit ihnen freuen; denn seit Langem soll die gute Stadt wohl mancherlei An- und Absichten, aber gar wenig erfreuliche Aussichten gehabt haben.“

Eine solche dürfte sich jetzt aber wohl eröffnen. Schon münden fünf Eisenbahnen am Bodensee, und diese Zahl mag sich noch vermehren. Dann aber wird man am Ufer nicht mehr aus- und einladen wollen, also Uferbahnen anlegen, welche endlich den ganzen See umziehen müßen. Dadurch aber gestaltet sich derselbe zu einem großartigen Mittelpunkt des Verkehrs und gewinnt seine frühere Bedeutung wieder, was auch für das ehemalige „Konstantinopel“¹⁹⁸ von Schwaben nicht ohne wichtigen Erfolg bleiben kann. Diese Prophetie gebe ich als ein herzliches Stoßgebet und beschließe es mit dem herzlichsten Amen.

Zahlen in ^[235] Klammern sind die Seitenzahlen in der Originalschrift

Vers. Juni 2014

Abgeschrieben von Markus Jehle, Gurtweil

¹⁹⁷ „Führer durch das alte und neue Konstanz für Heimische und Fremde. Von J. Marmor. Konst. 1857“, eine höchst interessante Schrift, deren angekündigte 2te Auflage wir begierig erwarten.

¹⁹⁸ Pater Buzelin, ein geborner Konstanzer, nennt *Constantiam, hoc est Conatantinopolim occidentis, ut illam orientis, hujus aemulam nomine, gemellam origine, duo aequae inter maria sitam, Acronium scilicet et Venetum, ut illa inter Euxinium et Mediterraneum.*